

Monatsbriefe von Hw. DDr. Gregorius Hesse



ACTIO SPES UNICA

Stand: 12. Juni 2006
www.spes-unica.de/monatsbrief/

Monatsbrief zum ersten Adventssonntag

Lk 21:25-33 (Nr. 1, 1. Dezember 2002)

Die Erinnerung an die erste Ankunft des Herrn wurde schon vor Gregor dem Grossen mit dem Blick auf Seine zweite Ankunft am Weltende verbunden zu einer Vorbereitung auf das Weihnachtsfest. Bis Gregor VII hatte der Advent fünf Sonntage, in Mailand heute noch sechs, was in der Lesung vom 23. und dem Evangelium vom 24. Sonntag nach Pfingsten sichtbar bleibt. Wenngleich im stadtrömischen Ritus der eigentliche Advent mit Johannes dem Täufer (Evangelium vom 2. Sonntag) begann (wie in der Homiliensammlung von Gregor noch sichtbar), so wurde ursprünglich die Vorbereitung auf das grosse Fest der Geburt Christi durch ein 42-tägiges Fasten am 11. November (Martini) begonnen. So greifen Weltende und Erlösungsanfang ineinander über und verschmelzen zu einem weiteren Zeugnis der Bedeutungslosigkeit der Zeit vor Gott, was auch in dem Wort Christi deutlich wird: "Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis sich alles erfüllt."

Schon oft war dieser Satz, der bei Matthäus fast genauso lautet, ein Stein des Anstosses: Man vermutete in ihm ein Nichtwissen – oder gar einen Irrtum – Christi zu erkennen, wie es charakteristisch ist für die Modernisten, die hier nur eine Dummheit der Agnoëten, die Gregor der Grosse als Häretiker bezeichnet hatte, widerspenstig nachbeten. Wenngleich, wie Gregor sagt, dieses Wissen Christi nicht aus Seiner menschlichen, sondern Seiner göttlichen Natur kommt, so schliesst auch die Einheit der beiden Naturen in der einen Person Jesu jegliches positives Nichtwissen aus, was die Kirche auch als gesichert lehrt. Augustinus stellt fest, dass es eben nicht zur Lehraufgabe Christi gehörte, diesen Tag uns mitzuteilen.

Die Äusserung Christi ist in zweifacher Hinsicht zu sehen: Zunächst ist generatio haec, dieses Geschlecht, auch die Menschheit, die wohl bis zum Jüngsten Gericht vorhanden sein wird. Weiterhin spricht Christus über den Beginn der Vorzeichen Seiner Wiederkunft, wozu seit alter Zeit die Zerstörung Jerusalems gezählt wird. Dass dies so zu interpretieren ist, zeigt Christus, indem er den Jüngern versichert, dass sie Seine Wiederkunft nicht erleben werden (Mt. 12:41, Lk. 17:22).

Wann wird nun dieser Tag kommen? "Jenen Tag aber und die Stunde kennt niemand" (Mk. 13:32; Mt. 24:36). Wohl wissen wir aber, wann er nicht kommt, denn bestimmte Prophezeiungen müssen vorher erfüllt werden:

Einige dieser Vorzeichen wie der Glaubensabfall (Mt. 24:4 ff.) und Umwälzungen in der Menschheit und Katastrophen (Mt. 24; Mk. 13; Lk. 21) haben bereits begonnen, aber die meisten sind noch ausständig:

1. Die Verkündigung des Evangeliums bei allen Völkern der Erde (Mt. 24:14; Mk. 13:10).
2. Die Bekehrung des jüdischen Volkes (Rö. 11).
3. Die Wiederkehr von Henoah und Elias (Mt. 17:11; Apk.)
4. Das Auftreten des Antichrists (2 Thess. 2; 1 Jo. 2:18,22; etc.)
5. Die Weihe Russlands an das Unbefleckte Herz und die darauffolgende Bekehrung Russlands und die Periode des Friedens, die kommen werden, wenngleich es "spät sein" wird (Fatima).

Entsprechend der Neugierde und der Selbstüberschätzung der Menschen, hat es schon tausende von "ganz sicheren Voraussagen" des Weltunterganges gegeben, so wieder vor kurzem bei gleich mehreren der ebenfalls tausenden von angeblichen "Marienerscheinungen", "Botschaften" und natürlich im Zusammenhange mit jener mathematischen – vom Papst geteilten – Absurdität, dass das ZWANZIGSTE Jahrhundert von NEUNZEHNhundert bis NEUNZEHNhundertneunundneunzig gedauert hätte. Ganz auf diesem Niveau sind alle derartigen Einbildungen zu sehen.

"Jenen Tag aber und die Stunde kennt niemand, auch nicht die Engel im Himmel und auch nicht der Sohn, sondern nur der Vater" (Mk. 13:32).

Der heilige Gregor der Grosse muss uns auch in diesem Punkt als Beispiel dienen: Papst von 590 bis 604, war er Zeuge grosser Katastrophen in Rom, Überschwemmungen des Tiber, Hungersnöte, Seuchen und anderer. Persönlich war er überzeugt, er würde das Weltende als regierender Papst erleben. Ein weniger heiliger Papst hätte seine Handlungsweise dadurch beeinflussen lassen, nicht aber Gregor: Er bereitete die ihm anvertraute Kirche auf die kommenden Jahrhunderte vor, nicht nur durch seine vielfachen Reformen und Gesetzgebungen, sondern auch durch seine unermüdliche Lehrtätigkeit, in der kaum eine Spur dieses seines Irrtumes nachzuweisen ist. Im Gegenteil: Er reformierte nicht nur den Kirchengesang, sondern auch die Liturgie (Stationskirchen, Messtexte, etc.), kümmerte sich in fast prophetischer Weise um die Festigung der päpstlichen Autorität und die kirchliche Verwaltung, kämpfte gegen Simonie und Häresie (Donatisten, Nestorianer, Manichäer, Arianer), bekehrte die Langobarden, missionierte Spanien, Gallien und England und förderte das Mönchtum, um nur einiges zu nennen.

Aus seinem Leben ist klar zu erkennen, dass Gregor niemals aus Neugierde oder falscher Selbsteinschätzung die allerwichtigste Tatsache unseres ganzen Lebens vergessen hätte: das persönliche Gericht. Selbst WENN wir wüssten, wann genau das Jüngste Gericht stattfindet, wir wissen nicht, wann wir sterben. Aus dem Dogma der Kirche, dass die Seele nach dem Tod alsbald in das Fegfeuer, den Himmel oder die Hölle eingeht, folgt zwingend logisch die Existenz des persönlichen Gerichtes.

UM DIESES PERSÖNLICHE GERICHT MÜSSEN WIR UNS KÜMMERN, NICHT UM ETWAS WAS UNS GAR NICHTS ANGEHT! Gar nichts angeht? Ja! Gott will nicht, dass wir das Datum des Jüngsten Gerichtes kennen, also geht uns das nichts an, auch wenn tausend selbsternannte Seher es zu wissen scheinen. Der Teufel will doch nur, dass wir vor lauter Neugierde über Dinge, die uns nichts angehen, unser eigenes Gnadenleben vernachlässigen. Es wäre töricht, die Ewigkeit für das Wissen um das Ende der Zeiten zu verlieren. Gott will, dass wir Ihn lieben, dass wir uns für Ihn interessieren, Er will, dass wir Ihn immer mehr lieben, immer mehr über Ihn, Seine Schöpfung und Sein Erlösungswerk wissen, aber Er will den Wissensdurst, der aus der Liebe kommt, nicht die Neugierde, die nur Langeweile befriedigen kann.

"Himmel und Erde werden vergehen, Meine Worte aber werden nicht vergehen," so schliesst das heutige Evangelium. Mit diesem Satz ist alles gesagt. Wir gehören der Ewigkeit, nicht der Zeit, wir müssen aber in der Zeit die Worte Christi zu unserem Leben machen, um sie Himmel weiter vernehmen zu können. Denken wir daran, bevor dieser Advent wieder nur eine weltliche Vorbereitung auf die Festivitäten der Weihnacht wird.

Monatsbrief zum zweiten Adventssonntag

Mt. 11:2-10 (Nr. 13, 7. Dezember 2003)

Zwischen dem Alten Testament und dem Neuen Testament gibt es eine Verbindung, und sie heisst Johannes der Täufer.

Er ist der Sohn des Priesters Zacharias aus der Priesterklasse Abias und der Aaronstochter Elisabeth, benannt nach der Frau Aarons (Ex. 6:23). Die Eltern sind hochbetagt als der Erzengel Gabriel ihnen den Knaben verheisst, seinen Namen nennt und seine Grösse prophezeit (Lk. 1:13-19). Dem zweifelnden Vater wird das Zeichen durch die zeitweilige Stummheit bestätigt (Lk. 1:20), bis er den Sohn im Benedictus (das der Klerus in den Laudes am Morgen betet) begrüsst (Lk. 1:67-79). Johannes wird bereits im Mutterleib geheiligt (Lk. 1:15,41; Cf. Jer. 1:5). Bald verbringt der Junge seine Jahre in der Wüste, bis er in seinem 30. Lebensjahr in der Wüste Judäas und dann in der Gegend des Jordan auftritt und durch seine Erscheinung, durch die Predigt der Busse und des Reiches Gottes und schliesslich die Taufe zur Vergebung aller Sünden eine gewaltige Bewegung unter den Volksmassen beginnt (Mt. 3:1-12; Mk. 1:2-8; Lk. 3:2-22). Auch Jesus lässt sich taufen und wird hierbei durch höhere Erleuchtung von Johannes als der Messias erkannt (Mt. 3:14). Für Ihn ist er der Wegbereiter:

"Und du, Knabe, wirst Prophet des Höchsten genannt werden, denn dem Antlitz des Herrn wirst du voranschreiten, um seine Wege zu bereiten, um seinem Volk das Wissen des Heils zu geben, das in der Vergebung ihrer Sünden ist" (Lk. 1:76-77).

"Ich taufe euch bloss mit Wasser; doch einer kommt der mächtiger ist als ich. Ich bin nicht wert, ihm seine Schuhriemen aufzubinden. Er wird euch mit dem Heiligen Geiste und mit Feuer taufen" (Lk. 3:16).

"Da ward ein Mensch, ein Gottesbote; Johannes ist sein Name. Der kam als Zeuge zu künden von dem Lichte, dass alle durch ihn glauben sollten. Er selbst war nicht das Licht; nur künden sollte er vom Licht" (Jo. 1:6-8).

Von da an bekennt Johannes Christus als den Höheren, von ewiger Existenz, Lamm Gottes, Sohn Gottes (Jo. 1:19-36). Zwei seiner Jünger schliessen sich Jesus an (Jo. 1:39), während andere, eifersüchtig auf das neben Johannes beginnende Wirken Jesu und trotz des wiederholten Hinweises ihres Meisters auf Jesus (Jo. 3:23-32) sich fernhalten. Zur Belehrung dieser sucht Johannes noch vor seinem Ende durch eine Gesandtschaft Jesus zu einer offenen Erklärung zu bringen, selbst wohl über den Gang des messianischen Werkes nicht belehrt (heutiges Evangelium und Lk. 7:19-29). Das Ende des Johannes ist allgemein im Zusammenhang mit Herodes, Herodias und Salome bekannt.

Das heutige Evangelium setzt eben bei der Nachfrage des Johannes an: "Bist Du es der da kommen soll, oder haben wir auf einen anderen zu warten?"

Die Antwort ist eindeutig: "Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Tote stehen auf, Armen wird die frohe Botschaft verkündet."

Er wird von Jesus gepriesen als ein Prophet, ja mehr als ein Prophet, als Engel gesandt vor dem Angesicht des Herrn als grösster unter den vom Weibe Geborenen. (Mt. 11:7-10; Lk. 7:24-28).

Johannes selbst ist Prophet und Evangelist, nicht Wundertäter: "Johannes hat keine Wunderzeichen verrichtet; doch alles was Johannes von diesem gesagt hat, hat sich als wahr erwiesen" (Jo. 10:41). Die Wunder, die wirkt der Gottessohn, damit man Ihn als wahren Gott erkennt und Ihm folgt. Ihm bereitet Johannes nur den Weg. Er kündigt Ihn an, weswegen die Kirche die entsprechenden Evangelien ja auch in den Advent einordnet, allerdings nicht aus historischen Gründen, denn Johannes ist nur wenig älter als Jesus, sondern um aus uns würdige Wegbereiter zu machen: So wie die Fastenzeit eine Zeit der Busse

und der Umkehr ist, um uns auf das unfassliche Wunder der Auferstehung vorzubereiten, so ist dies der Advent für das unfassliche Wunder der Menschwerdung der Zweiten Person Gottes.

Der Mensch muss rein an Gottes offenbarte Grösse herangehen, sowie der Priester rein zum Altare treten soll. In Zeiten der Kirche, als das Empfangen des allerheiligsten Altarsakramentes noch keine tägliche oder sonntägliche Routine war, was leider allzu menschlich ist, da trug man die Berge ab und füllte die Täler, nicht nur im eigenen Gewissen, sondern in seiner ganzen Grundeinstellung, bevor man dann am Weihnachtstag um so besser vorbereitet vor den Herrn trat.

Über die heilige Beichte hinaus muss man sich ja auch prüfen, wieso es denn immer wieder zu den gleichen Sünden kommt: Nehmen wir die Bergpredigt wirklich an? Versuchen wir nicht, an ihr vorbei in einem Gerade-noch-Einhalten der Zehn Gebote zu überleben? Schwimmen wir nicht allzu oft in diesem Nebel des fürchterlichen Satzes: "Das ist ja ohnehin keine Todsünde"? Ist nicht genau diese Einstellung diejenige, die unseren Mitkatholiken oft so viel Leid bringt, weil die blosser Lieblosigkeit ja "doch keine Todsünde" ist? Dabei gibt es nichts Schlimmeres als die Lieblosigkeit!

"Nein; ich sage euch: Wenn eure Frömmigkeit nicht weitaus besser ist, als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, so kommt ihr überhaupt nicht in das Himmelreich hinein... Wer seinem Bruder zürnt, wird dem Gerichte verfallen" (Mt. 5:20,22). Christus spricht nicht von Unfrömmigkeit, sondern von Frömmigkeit. Wir sind ja wahrscheinlich fromm, aber das reicht eben noch lange nicht. Die wahre Frömmigkeit kommt aus der Liebe, die der heilige Paulus im 13. Kapitel des 1. Korintherbriefes beschreibt. Handeln wir danach? Was machen wir? Noch hallt uns das Schlusslied der Sonntagsmesse in den Ohren, schon sitzen die anderen Teilnehmer vor uns auf der Anklagebank!

"Und wohl dem, der sich an Mir nicht ärgert."

So steht es im heutigen Evangelium und es trifft auf uns mehr zu, als uns lieb sein kann: Johannes überzeugt das Volk, das sich von ihm taufen lässt: "Die Pharisäer und Gesetzeslehrer aber achteten den Ratschluss Gottes nicht und liessen sich von ihm nicht taufen" (Lk. 7:30).

Die Pharisäer waren fromm, täuschen wir uns nicht! Bis auf wenige, so waren sie alle bemüht, dem Herrn zu gefallen, aber das reichte nicht, denn ihnen fehlten so wesentliche Eigenschaften wie die Liebe, die Demut und die Gelehrsamkeit und so ärgerte sie Christus. "Was ihr dem geringsten unter meinen Brüdern..." Erinnern wir uns daran, bevor wir über unsere Mitbrüder urteilen, noch dazu ein paar Minuten, nachdem wir IHN zu uns genommen haben?

Wollen wir denn nicht einsehen, dass wir gar nicht wichtig genug sind und gar nicht die Voraussetzungen dafür haben, andere so zu verurteilen? Demut heisst Wahrheitsliebe. Und Wahrheitsliebe heisst sich selbst zu Nichts zu reduzieren, damit alles den gleichen Massstab hat. Jedes Satellitenphoto kann uns davon überzeugen, dass, wer von oben herabblickt, nichts zu sehen bekommt. Warum können es nicht die Worte des Herrn?

Widmen wir uns doch einmal mehr diesen Worten des Herrn, statt unsere Zeit täglich mit den Lügen in Zeitung, Radio und Fernsehen zu vergeuden.

"Denn der von Gott Gesandte redet Gottes Worte; Gott spendet nicht kärglich den Geist" (Jo. 3:34).

"Löschet den Geist nicht aus!" (1Th. 5:19).

Beten alleine reicht nicht, wir müssen nachdenken!

Monatsbrief zum Fest der Unbefleckten Empfängnis

Lk. 1:26-28 (Nr. 25, 8. Dezember 2004)

Das wichtigste Wort des heutigen Evangeliums für das Fest der Unbefleckten Empfängnis ist: "Gegrüßet seist du, voll der Gnade." Bevor Gabriel an Maria herantritt, ist sie bereits "voll der Gnade" und "gebenedeit unter den Weibern." Maria hat die Fülle der Gnade schon vorher. Weder in der Tradition, noch in der Bibel, gibt es einen Hinweis auf ein Datum, woraus logisch folgt: von Anfang an.

Weder die heilige Schrift, noch die frühe Kirche lehrten dies explizit. Wohl aber lässt dieses Evangelium kaum einen anderen Schluss zu: Das "voll der Gnade," *gratia plena*, ist geradezu der Familienname *Mariae, Kecharitooménee*, jedenfalls in der Anrede durch den Erzengel Gabriel. Wie aber kann das sein, wenn Maria erst im Moment der Verkündigung oder irgendwann in ihrem Leben von der Erbsünde befreit worden war? Die Begnadung *Mariae* kann nur dann vollkommen sein, wenn sie nie anders als perfekt war, sonst bestünde ja kaum ein Unterschied zu dem gebeichteten und kommunizierten Sünder, der gerade mit einem Rosenkranz vor dem Allerheiligsten und echter Herzensreue einen Moment der Heiligkeit erreicht hat, in dem er, falls gestorben, ohne Fegefeuer in den Himmel käme! Das kann nicht der Sinn des Wortes *Kecharitooménee* sein!

Und doch war kaum ein Dogma so lange und so heftig umstritten – nicht einmal die päpstliche Unfehlbarkeit, deren Gegner hauptsächlich den Zeitpunkt der Verkündigung kritisierten.

Die Grundidee der Unbefleckten Empfängnis findet sich bei den Vätern nur implizit, so im *Tota pulchra es, Maria*, Völlig schön bist du, Maria. Der heilige Ephraem der Syrer sagte: Du und deine Mutter, ihr seid die einzigen, die in jeder Hinsicht völlig schön sind; denn an Dir, o Herr, ist kein Flecken, und keine Makel an Deiner Mutter" (Carm. Nisib 27). Weiter meinte er: "Zwei Unschuldige, zwei Einfache, Maria und Eva waren sich ganz gleich. Später jedoch wurde die eine Ursache unseres Todes, die andere Ursache unseres Lebens" (Op. syr. II 327). Diese Parallele findet sich auch in der Tatsache, dass der gefallene Engel Eva die Botschaft der Sünde und des Todes brachte und der Erzengel Gabriel Maria die Botschaft der Heiligung und des Lebens. Deswegen war hier auch der freie Wille *Mariae* gefragt! Der heilige Augustinus schrieb, dass alle Menschen sich als Sünder bekennen müssen, "die heilige Jungfrau Maria ausgenommen, über die ich, um der Ehre des Herrn wegen, wenn von Sünden die Rede ist, überhaupt keine Frage aufkommen lassen möchte" (De natura et gratia 36, 42).

Leo I. hingegen sagte in seinem Brief an Flavius, den Bischof von Konstantinopel (DS 294): *Assumpta est de matre Domini natura, non culpa*; "aufgenommen ist [in Jesus] von der Mutter des Herrn die Natur, nicht die Schuld" (!). Was immer Papst Leo hier gemeint hat, ist, wortwörtlich genommen, eine Ablehnung der Unbefleckten Empfängnis. (Damals war das noch ein unbekanntes Thema und der heilige Leo war daher weder häretisch, noch "katholische Ohren verletzend", wenn man diese Kategorie ernst nehmen kann. Vielmehr ist Leos Äusserung eine Bestätigung der restriktiven Auffassung der päpstlichen Unfehlbarkeit, so wie sie in *Pastor Aeternus* definiert wird.)

Der Grund, warum sich später zwei Schulen heranbildeten, war weder ein Mangel an Ehrerbietung gegenüber der Gottesmutter, noch, wie vielfach angenommen, ein einfacher Irrtum. Der an sich völlig logischen und sachlichen Argumente gegen die Unbefleckte Empfängnis waren drei: Erstens die Tatsache, dass alle Menschen von der Erbsünde betroffen sind, zweitens der Erlösung bedürfen und drittens die Frage der zeitlichen Übereinstimmung der Empfängnis, *conceptio*, mit der Beseelung, *animatio*.

Der britische Mönch Eadmer schrieb die erste Monographie für die Unbefleckte Empfängnis. Der heilige Bernhard von Clairvaux warnte anlässlich der Einführung des entsprechenden Festes in Lyon, um 1140,

davor als einer unbegründeten Neuerung. Er lehrte, dass die Heiligung Mariae schon im Mutterschoss, aber erst nach der Empfängnis eingetreten sei.

Das Argument der unbegründeten Neuerung weist zwar auf ein gesundes Traditionsverständnis, zeigt aber gleich eine gewisse Engstirnigkeit, denn demgemäss müsste man ein Dutzend dogmatischer Definitionen der letzten Jahrhunderte streichen. Die Tatsache, dass die Tradition mit dem Tod des letzten Apostels, Johannes, abgeschlossen ist – nicht abgeschlossen war, sondern ist – bedeutet nicht das Ende der Versuche, sie in ihrer Tiefe zu erfassen. Wie Chesterton richtig sagte, ist das Dogma nicht das Ende des Nachdenkens, sondern der Beginn!

Das Argument der zeitlichen Verschiebung hingegen, ist eigentlich bis heute nicht gelöst. Soweit wir die Autoren verstehen können, waren weder Bernhard, noch Petrus Lombardus, noch Bonaventura, noch Albertus Magnus im Prinzip gegen die Unbefleckte Empfängnis. Alleine die Fragestellung des Thomas Aquinas zeigt, dass er sich in diesem Punkt eben nicht geirrt hatte (*Summa Theologiae*): *Utrum Beata Virgo sanctificata fuerit ante animationem* – Ob die Heilige Jungfrau vor ihrer Beseelung geheiligt worden war. Nur die rationale Kreatur kann von der Erbsünde befreit werden, womit Maria nicht vor der Beseelung Gnade empfangen konnte. Zweitens muss jeder Mensch erlöst werden, und vor der Beseelung empfängt man nicht die Urschuld, daher muss es nachher geschehen sein (III, q. 27, a.2, o.). Thomas verneint also nicht die UNBEFLECKTE Empfängnis, sondern die Unbefleckte EMPFÄNGNIS. Bis heute ist die Lösung der Frage der eigentlichen Beseelung nicht notwendigerweise mit der Zellteilung der Konzeption gleichzusetzen, wenngleich das Dogma deutlich darauf hinzuweisen scheint.

Die Lösung lieferten wahrscheinlich schon die Franziskaner William of Ware und Duns Scotus: Die Beseelung muss eben nicht zeitlich, sondern nur begrifflich, in der Ordnung der Natur, der Heiligung vorangehen. Wie so oft, war ein – ach so schrecklicher – neuer Ausdruck nötig, um die Lösung des theologischen Problems vorzubereiten: *praeredemptio*, Vorerlösung. Wie Duns Scotus sagt, ist das die vornehmste Art der Erlösung. Was ist leichter, eine Schuld zu vergeben, oder gar nicht eintreten zu lassen? Um es scholastisch auszudrücken: *Potuit, decuit, ergo fecit* – Er konnte, es geziemte sich, also tat Er es, nämlich das Privileg für Seine Mutter...

Das Konzil von Basel erreichte eine diesbezügliche – nicht verbindliche Erklärung, das Konzil von Trient nahm die Gottesmutter ausdrücklich vom Dekret über die Erbsünde aus, und nach weiteren passenden Erklärungen von Pius V. (DS 1073), Paul V. (DS 1616), Gregor XV. (DS 1622) und Alexander VII. (DS 1661), war schliesslich der Weg frei für die dogmatische Definition durch Pius IX., wohl gemerkt, nach Befragung des gesamten Episkopates.

Diese Einzigartigkeit Mariae findet sich auch begründet in den Worten: "Du bist gebenedeit unter den Weibern." Dass dem die lebenslange Freiheit Mariae von der Sünde folgte, ist wohl logisch und auch im Konzil von Trient und durch Pius XII. ausgesagt. Was die Frage der zeitlichen Übereinstimmung der Empfängnis mit der Beseelung angeht, so hat ausgerechnet der dem katholischen Glauben abtrünnige Ronald Reagan – und leider nicht der Papst – die beste Antwort gegeben: "Solange die Wissenschaft mir nicht nachweisen kann, dass die Beseelung nach der Empfängnis stattfindet, werde ich gegen die Abtreibung sein." Eine ausgezeichnete Antwort auf die Frage, die Thomas eben noch nicht gelöst hatte: Ist die Abtreibung "nur" ein Verbrechen oder Mord?

Monatsbrief zum dritten Adventssonntag

Jo. 1:19-28 (Nr. 37, 11. Dezember 2005)

Nach Abschluss des Prologs (Schlussevangelium) beginnt, wie bei Markus, die eigentliche Geschichte Jesu mit dem Täufer. Der Evangelist setzt auch hier eine gewisse Kenntnis der anderen drei Evangelien voraus. So ist es nur vernünftig vorzusetzen, dass dem Täufer bereits ein Ruf vorauselte, denn sonst hätten ja nicht "die Juden aus Jerusalem Priester und Leviten zu ihm" geschickt. Aus dem Rang der Abgesandten kann man auf die Hohenpriester als Auftraggeber schliessen. Johannes gebraucht das Wort "Juden" so, wie es nach dem Fall Jerusalems im Jahre 70 durch Kaiser Titus schon üblich war, nämlich als Bezeichnung der christusfeindlichen Mehrzahl des Volkes. Der Ausdruck passt am besten auf die Hohenpriester, von denen diese Feindlichkeit ausging.

Der Vorläufer Christi hat schon Aufmerksamkeit erregt, weil er, wie schon die Propheten, die bald kommende Gottesherrschaft ankündigte. Das Evangelium des zweiten Adventssonntags spricht davon und auch von "seiner Erscheinung". Offensichtlich erinnerte Johannes an Elias. Wohl berichten die anderen Evangelisten, dass der Täufer von Dem spricht, Der nach ihm kommen wird, aber das Volk sieht viel mehr das ungewöhnliche Auftreten als die Bedeutung seiner Worte. So macht sich bald das Gerücht breit, es handele sich um den Messias. Logischerweise erregt das die Neugierde der Abgesandten, die diesen Gerüchten konsequent ein Ende machen wollen.

Johannes der Täufer weiss sofort um den Sinn der Frage nach seiner Identität und sagt geradeheraus: "Ich bin nicht der Messias." Die Beschreibung des Evangelisten: "Da bekannte er umwunden und leugnete es nicht" will darauf hinweisen, dass der Täufer sich ganz und gar nicht mit den Gerüchten im Volk identifizieren will, sintemal sie ja auch noch seinen eigenen Worten widersprechen. Wir sehen das im Schlussevangelium der Messe, denn er war nicht das Licht, sondern sollte Zeugnis geben vom Lichte.

Die Fragestellenden hatten offenbar auch eine Bestätigung des Messiasseins erwartet und sind nun überrascht. Sie fallen auf seine Erscheinung zurück und erinnern sich an die Rolle des Elias im zukünftigen Gottesreiche (was hier zu weit führen würde und selbst in der Heiligen Schrift missverständlich ist): "Bist du Elias?" Johannes verneint. Daraufhin fragen sie ihn: "Bist du der Prophet?" Sie fragen nicht, ob er ein, also irgendein, sondern, ob er DER Prophet wäre. Wieso? Moses gibt die Antwort: "Einen Propheten gleich mir wird der Herr, dein Gott, dir aus deiner Mitte, aus deinen Volksgenossen, erstehen lassen. Auf den sollt ihr hören" (Deut. 18:15). In den folgenden Sätzen sieht man dann, dass das Prophetentum als solches gemeint ist, aber nur zunächst. Seit dem Ende des Exils in Babylon (539 frühestens, nach Jeremias, 515 spätestens, nach Zacharias) ging auch die Zeit der Propheten zu Ende und allmählich glaubte man, es werde einmal ein zweiter Moses kommen, der ja DER Prophet war. Zunächst wird dieser Prophet vom Messias unterschieden, bevor dann die Galiläer Christus zum König machen wollen, weil sie ihn für diesen Propheten halten (Jo. 6:41), wie später die Urchristen (Apg. 3:22; 7:37).

Noch sind wir nicht soweit, und Johannes, der sichtlich kein Interesse an diesem "Interview" hat, verneint noch einmal und noch kürzer. Die Gesandten werden dieses einsilbigen Menschens auch allmählich müde und erklären nun, warum er ihnen eine positive Antwort geben soll: "Was sagst du von dir selbst?"

Die Antwort zeigt, dass der Betroffene nur die Stimme eines anderen sein will. Diese Form der Demut ist radikal. Der Ruf, der einst von Mutterschoss zu Mutterschoss an ihn erging, ist sein Leben. Er ist das, was man heute einen Profi nennt. Der Zustrom, den er hatte, beweist nicht, dass diese Professionalität in ihm nicht, wie das meist der Fall ist, jegliche Wärme zum Erlöschen gebracht hatte. Die Worte Christi, der in ihm den grossen Heiligen sieht, beweisen es. Heiligkeit aber misst sich an der Liebe.

Er will also die Stimme des Rufenden in der Wüste sein. "Bereitet den Weg des Herrn" (Isaias 40:3). Dem Schriftkundigen hätte diese Antwort eigentlich genügen müssen. Johannes ist der Wegbereiter des Herrn. Ein reines Herz hätte sich einfach gefreut oder – im schlimmsten Falle – gesagt: "Na hoffentlich!!" Nicht so die Pharisäer, die sich laut Vers 24 unter den Priestern und Leviten (meist Sadduzäer), befanden. Sie fragen mit der eigenen Logik desjenigen, der einen anderen blamieren will: "Was taufst du also, wenn du weder Elias, noch der Prophet bist?" "Ich taufe mit Wasser." Gemeint ist: nur mit Wasser, während der "eine, den ihr nicht kennt" mit Feuer und Heiligem Geist taufen wird (Mt. 3:11).

Der Hinweis, dass er Diesem, Der nach ihm kommen wird, nicht einmal den Sklavendienst des Schuhlösens würdig ist zu verrichten, kündigt unzweifelhaft den Messias an – für die, deren Herzen noch offen sind.

Der ganze Sinn der Taufe durch Johannes ist ebenfalls die Wegbereitung für den Erlöser. Diese Taufe ist kein Sakrament des Neuen Bundes, sie hat symbolischen Busscharakter und führt hin zum Sakrament. So wie Christus nicht will, dass wir Ihn ungebüsst oder gar unbussfertig, also ohne Beichte empfangen, so wollte der Vater Seinen Sohn nicht unangekündigt kommen lassen und nicht unter ein Volk, in dem niemand zur Busse bereit war. So war das Abtragen der Berge von Sünden und das Auffüllen der Täler der Unterlassungen für den Erlöser der Predigtinhalt des Johannes.

Dass das Geschenkekaufen und -einpacken und das Baumschmücken eine Vorbereitung auf Weihnachten ist, bestreitet (hoffentlich) keiner und das soll uns auch gelassen werden. Aber die Vorbereitung des Christbaumes und der Geschenke verhält sich zum inneren Erwarten Christi, wie der Sonntagsanzug zur heiligen Messe. Man soll weder in Fetzen, die gestern noch Vorhänge waren, noch in wild kolorierten Entartungen der Plastikfabriken in die Kirche gehen, aber wenn dort keine richtige Messe stattfindet, braucht man gar nicht gehen. So ist es im Advent. Wozu Geschenke kaufen und Bäume schmücken, wenn wir dem Herrn in der Mitternachtsmesse gegenüberstehen mit leeren, womöglich noch schmutzigen Händen...

Dass die meisten Menschen immer dasselbe zu beichten haben, ist klar, das gehört, wie alle unsere Schwächen und Mühen und Krankheiten, zum Kreuz, das der Herr uns auflegt, aber das heisst nicht, dass unsere eigentlichen Sünden nicht in dem stetigen MANGEL an Liebe liegen. In diesem Punkt haben wir alle, jeder einzelne von uns, Schuld. Es wäre so schön, einmal nach der Sonntagsmesse auf dem Platz vor der Kirche zu hören, wie schön der Evangelist Johannes das Ewigsein Christi aus allen Evangelienstellen hervorleuchten lässt. Aber nein, dazu muss man doch in Liebe den Worten dieses Evangelisten lauschen, während es doch so viel einfacher ist, peinlich berührt, den "unmöglichen" Hut von Frau – wie war doch ihr Name? – mittlere Reihe links – oder war es rechts? – mit brennenden Augen in Wunschflammen aufgehen zu lassen, ganz zu schweigen von schlangenartig bissig gezischten Kommentaren nach der Messe. Aber die nächste Beichte kennen wir schon: "Ich habe einmal..., zweimal..., dreimal..." Sie sollte lauten: "Ich habe die Liebe nicht, ich sehe immer nur das Böse und das in Oberflächlichkeiten. Ich bekenne, dass ich in meinem jetzigen Zustand dem kleinen Erlöserkindlein mit leeren Händen entgegengehen muss." Die Liebe wird einem im Sakrament nur in der Form der Gnade gegeben, die aber setzt die Natur voraus. Wer um diese Natur kämpft, hart kämpft, dem wird auch die Gnade voll eingegossen werden.

Monatsbrief zum Fest der Beschneidung

Lk 2:21 (Nr. 2, 1. Jänner 2003)

Der heutige Tag ist nicht nur der letzte Tag des Weihnachtsfestes, sondern er war "in jener Zeit, als acht Tage vorbei waren" der Tag der Beschneidung des Herrn. Obwohl dieses Fest in Rom erst im neunten Jahrhundert nachweisbar ist, so wird es schon 567 in Tours erwähnt.

Die Beschneidung im Alten Testament, die schon im altägyptischen Reich zu finden war, zunächst eine Frage der Hygiene, wird auf die Worte Gottes zurückgeführt, dass "alles Männliche beschnitten werde" (Gn.17:10). Die Rabbiner gestanden ihr wunderwirkende Kraft zu, und sie muss wohl als eine Art Vorläufer der Taufe gesehen werden, als ein "Sakrament des Alten Gesetzes [=Testament]", wie sie auch im Tridentinischen Konzil genannt werden, wenngleich dogmatisch der Wesensunterschied zu den Sakramenten des Neuen Bundes geklärt wird: Nur die sieben Sakramente des Neuen Bundes vermitteln ex opere operato (aus dem gewirkten Werk selbst) die heiligmachende Gnade.

So wird an diesem Tag auch die Zusammengehörigkeit des Alten und Neuen Testaments (die ja stets nur gemeinsam "Bibel" genannt werden) bestätigt: Christus, selbst noch durch die Beschneidung Teil des auserwählten Volkes des Alten Bundes, begründet den Neuen Bund, in dem die Aufnahme aufgewertet wird durch die heilsnotwendige und heilbringende Taufe. Der Vater – und Eins mit Ihm der Sohn – wollte nicht, dass der Erlöser als "Unbeschnittener", was ein Schimpfwort war unter den Israeliten, sich den Platz in den Tempel "erschwindelt", wie man das ja nach den auf das Buch Genesis zurückgehenden Gesetzen sehen hätte müssen.

Christus liess dies über sich geschehen, denn es war Seine Aufgabe, die Beschneidung später aufzuheben und nicht die Seiner Unbefleckten Mutter. Paulus sieht sie als überflüssig (1 Co. 7; Ga. 5:6; 6:15) und so wurde sie den Heidenchristen nicht auferlegt (was noch über das Apostelkonzil hinaus nicht allgemein verstanden wurde. Die abessinischen Christen praktizieren sie bis heute). Christus, der im Alten Bund immer den Willen des Vaters las, unterwirft sich daher noch, und so "wurde der Knabe beschnitten und Ihm der Name Jesus gegeben, der schon von dem Engel genannt worden war, ehe Er im Mutterschoß empfangen ward".

Die Beschneidung war traditionell mit Gebeten und der Namensgebung verbunden und hier findet sich die Verbindung zu dem erst später eingeführten Fest des Heiligsten Namens Jesu, das am Sonntag vor Erscheinung oder dem 2. Jänner gefeiert wird und das Evangelium des heutigen Tages behält.

Das Fest geht nur auf das 16. Jahrhundert zurück und wurde erst 1721 durch Innozenz XIII eingeführt, zunächst am 2. Sonntag nach Erscheinung. Diese späte Entwicklung ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass in der zum Teil falschen Rationalisierung und Intellektualisierung der Renaissance die antike Bedeutung des Namens verloren ging:

Im römischen Reich war der Name, so wie es heute allgemein ist, eine fast schon numerische Unterscheidung verschiedener Mitglieder der Familie und der Gesellschaft, so war Quintus Horatius Flaccus eben der fünfte Sohn. In der asiatischen Welt war das nie so. Es muss hier in Erinnerung gerufen werden, dass die asiatische Welt von Ungarn über den "Nahen" und den "Fernen" Osten bis in die Indio Stämme Südamerikas reicht. In allen diesen Kulturen, zu den auch die in Afrika lokalisierte der Hamiten gehört, ist der Name Ausdruck der Seele.

Im antiken Ägypten, der Kultur der Hamiten, war die Seele so unauslöschlich mit dem Namen verbunden, dass man glaubte, man könnte mit dem Namen auch die Seele löschen. Als der wahnsinnige Pharao Amenophis IV, der als oberster Priester für die Erhaltung der Tradition verantwortlich war, diese im Alleingang über Bord warf, die altgediente Priesterschaft Thebens ausschaltete, Aton zum neuen Gott der Sonnenscheibe ausrief und sich selbst Echnaton nannte, was keine beglückende Bekehrung zu einem

Monotheismus war, sondern eine den heutigen Kirchenereignissen verblüffend ähnliche Zerstörung der alten Ordnung, provozierte er die später folgende und schlimmste aller Strafen, die *damnatio memoriae*, die Auslöschung des Gedächtnis. Seine Namenskartuschen (=Inschriften) wurden unter den Nachfolgern in dem tiefen Glauben, dass der Schuldige so seine Seele verlieren würde, verflucht und getilgt.

Nachdem Moses den Namen Gottes ICH BIN erfahren hatte (Ex.3:13), war das Aussprechen dieses geheiligten Wortes Jahve (=der Seiende, Der Ist) strafbar, man gebrauchte stattdessen Adonai. Wie sehr die Bedeutung eines Namens ernst genommen und nicht als zufällig sich ergebendes Wort abgetan wurde, zeigt die Reaktion der Zuhörer Jesu auf Seine Bemerkung: "Antequam Abraham fierit, ego sum" (Jo.8:58; Bevor Abraham ward, Ich Bin): Sie wollen Ihn steinigen, was die angedrohte Strafe für Gotteslästerung war und später Stephanus zum Protomärtyrer machte.

Im Rahmen dieser Wichtigkeit der Namen ist das göttliche Eingreifen bei der Namensgebung Jesu (und des Johannes!) zu sehen: Jesus (mit der Betonung auf dem U) heisst Jahve Hilf, also Erlöser, Heiland.

Im Christentum ist die Bedeutung dieses Namens zweifach: Zuerst und am häufigsten im Sinne des Kreuzzeichens, das uns lehrt, dass unser ganzes Leben "Im Namen des Vaters, des Sohnes, und des Heiligen Geistes" geführt werden sollte, also eben "im Namen Jesu." Nicht weniger wichtig ist die der antiken Tradition entsprechende Ehrfurcht, ja Furcht vor dem Namen an sich. Hier muss nun an diesem ersten Januartag unser Gewissen erforscht werden. Das Zweite Gebot wird nicht nur dann verletzt, wenn man flucht! So oft wird der Name Jesu gedankenlos ausgesprochen, gerade von Personen, die sonst sehr rasch Verurteilungen aussprechen, wenn jemand sich einer Vulgarität, die doch mit dem Heiligen nichts zu tun hat, bedient. Das österreichische "Jessas," das deutsche "Ach herrje," das "O(h)je," das "Ujegerl," u.s.w., was sind diese Rufe denn, wenn nicht das eben gerade noch vermiedene Aussprechen des HEILIGSTEN Namens Jesu? Lesen wir uns doch sorgfältig das Proprium des Jesu-Namensfestes durch, jeder Text enthält das Wort Namen, jeder Text ruft Ihn an, preist Ihn aber vor allem. Tun wir das auch?

An den Höhepunkten der Karwoche, werdet Ihr mit dem Priester in der Antiphon des Brevieres und der Messen vor dem NAMEN JESU die Kniebeuge machen. Machen wir doch diese Kniebeuge jedesmal und überall in Gedanken, wenn wir Seinen Namen hören, besonders aber bevor wir Ihn sonst allzu leichtfertig aussprechen.

Monatsbrief zum Fest der Erscheinung des Herrn

Mt. 2:1-12 (Nr. 14, 6. Jänner 2004)

Das heutige Evangelium, im Zusammenhang mit ernstzunehmender wissenschaftlicher Forschung (Konradin Ferrari D'Occhieppo, Der Stern der Weisen), erlaubt uns jenes wichtige Ereignis der Erscheinung historisch zu rekonstruieren. Den Hirten ward Er zuerst kundgetan, sie knien vor Ihm nieder. Am Feste der Erscheinung aber huldigen Ihm die Priester, nicht die Israels, die nichts von Ihm wissen wollen, schon gar nicht der König, der – wie heute die Kirchenfürsten – nichts mehr fürchtet, als seine Position zu verlieren, sondern – mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit – fromme Astronomen aus dem längst verlassenen Babylon. Alleine diese Allegorie ist bedeutend (und bei Gott sind Allegorien nicht dichterischer Auswuchs, sondern Realität): Ausgerechnet aus der Hure Babylon, längst verlassen, wie es eines Tages alle Hochkulturen aufgrund ihrer moralischen Korruption sein werden, kommen Astronomen, die in der fast verlassenen Stadt in ihrem Observatorium ausgeharrt hatten. Die Sterne gaben ihnen immer Aufschluss über den Ratschluss des EINEN, an den letztlich die ganze Antike im Erbe der Uroffenbarung glaubte, was uns nur durch die Historiker verschleiert wird. "Die Götzen der Heiden" waren deswegen Dämonen, weil nur die Korruption der Hochkulturen dahinter den EINEN verbarg. (Heute ist es ja nicht anders: Statt Zeus, Hera und Athene, glaubt man heute an die Evolution, den Sex und die Psychologie). Nicht so diese Astronomen. Sie suchten nach dem Fingerzeig Gottes und sie sahen im späten Frühjahr des Jahres 7 vor Christus den Stern Marduks, Jupiter, sich dem Stern des jüdischen Volkes Kewan, Saturn, nähern, um dort zu verweilen, was auch die Evangelienstelle, die von nur einem Stern spricht, erklärt, denn die beiden sollten "zusammen herrschen." Durch optische Täuschung aufgrund der Verschiedenheit der Planetenbahnen scheint dies wirklich für eine Weile so zu sein. Das geschieht nur alle 854 Jahre und erklärt auch den Ausdruck im Evangelium: Die richtige Übersetzung der griechischen astronomischen Fachausdrücke, die Hieronymus für die Übersetzung der Vulgata abgingen, lautet nämlich: "Und siehe, der Stern, den sie in dem (Abend-)Aufgange gesehen hatten, zog vor ihnen her, bis er im Gehen stehen blieb oben darüber, wo das Kind war."

Dies passierte aber, nachgemessen und rekonstruiert, am 12. November des Jahres 7 a.C., an dem die beiden Planeten nicht nur scheinbar stillstanden, sondern sie schienen auch an der Spitze des Zodiakallichtkegels (der Milchstrasse) trotz einer langsamen Aufrichtung konstant auf denselben Ort (von Jerusalem aus gesehen), nämlich das ca. 8 km entfernte Bethlehem. So fanden sie Christus. "Als sie den Stern erblickten, wurden sie froh in grosser Freude gar sehr." Und sie brachten Ihm die Gaben dar und erhielten "im Traum die Weisung" nicht zu Herodes zurückzukehren, sondern einen anderen Weg zu nehmen. Hier wird kein Engel erwähnt für das Traumgesicht und tatsächlich näherte sich der Planet Mars, der Bote des Unheils und das Symbol der feindlichen Westvölker mit Riesenschritten dem Jupiter, womit dieser, und damit der Messias, wie die drei Weisen vermuten mussten, in Gefahr war. Schon Monate vorher hatten sie das berechnen können für den Februar des nächsten Jahres. Sicherlich hatten sie sich in Jerusalem über den wirklich verhassten Herodes erkundigt und zogen nun ihre Schlüsse.

Was muss das für eine Enttäuschung gewesen sein. Diese Heiligen waren über drei Monate 1100 km unterwegs gewesen, um dem Messias zu dienen und dann erfahren sie, dass Ihm Gefahr droht? Hätten sie Ihm helfen können? Wohl kaum. Fremde fallen immer auf, und die Schergen des Herodes hätten die heilige Familie entsprechend schneller gefunden.

Für uns ist die nähere Analyse dieses Evangeliums umso interessanter, als wir hier ein herrliches Beispiel für die detaillierte Wahrhaftigkeit desselben haben. Es soll der oben zitierte Autor – in Anspielung an die von Lukas in der Apostelgeschichte erwähnten Mesopotamier (Ap. 2:9) – sprechen:

"Dennoch kann man darin eine Andeutung für die Möglichkeit sehen, dass zwischen den babylonischen Weisen und einigen der Apostel Verbindungen angeknüpft wurden, durch die ein Bericht über die Pilgerfahrt zum neugeborenen Jesusknaben in die Hand des Evangelisten Matthäus gelangt sein kann. Wir haben genügend Gründe dafür kennengelernt, dass dieser Bericht im wesentlichen unverfälscht in das Evangelium übernommen wurde: die zeitliche Reihenfolge der astronomischen und irdischen Begebenheiten ist in bester Ordnung, die nach babylonischer Theorie wichtigsten Phasen der Himmelserscheinungen werden mit den dafür zutreffenden Fachausdrücken angeführt, die Vorgänge werden aus der Sicht der Magier geschildert, die für manches sogar die einzigen Augenzeugen waren. Gerade an einer solchen Stelle tritt der Bericht aus seiner sachlichen Reserviertheit ganz auffallend heraus. Ein ergreifender Ausbruch selbsterlebter Freude klingt in den Worten auf: 'Sie wurden froh in grosser Freude gar sehr.'"

So mancher wird jetzt aufschreien, dass dann, wenn alle Berechnungen auf den 7. April des Jahres 30 als Kreuzigungsdatum weisen, Christus somit mehr als 33 Jahre gehabt haben musste. Weder in der Hl. Schrift, noch in der eigentlichen Tradition ist die Rede von 33 Jahren, auch wenn es ein frommer Glaube ist. Wir wissen ja auch heute noch nicht, ob Petrus im Jahre 64 oder 67 gekreuzigt wurde, was spielt das auch für eine Rolle?

Das interessante an dem heutigen Evangelium ist, dass es ein im Detail sachlicher Bericht ist, der in genauer Auslegung nicht – wie heute üblich – eine ewige Wahrheit weg zu erklären versucht, sondern einen immensen Einblick in das gewährt, was zu Gottes grössten Wundern gehört: Nicht das Wunder im strikten Sinne der Durchbrechung der Naturgesetze ist das grösste, sondern die absolute Einfachheit Gottes, Sein absolut einfaches ICH BIN. Aus Barmherzigkeit und zu unserem Heil (Cf. vatikanisches Konzil) wirkt Gott das Wunder der Durchbrechung der Naturgesetze, was ja kompliziert ist. Einfacher – und der IHM eigener – ist aber die einfache Vorsehung, nämlich die Planeten zur Zeit der Geburt Christi so stehen zu lassen, damit die Weisen aus dem Morgenlande zu IHM finden. Matthäus bestätigt das, denn er lässt nicht plötzlich die drei Weisen vor dem Kind in Bethlehem stehen, wie es aus den Worten der Gottesmutter zu entnehmen gewesen wäre, sondern er, der Steuereintreiber, schreibt einen astronomischen Fachbericht mit Ausdrücken, die er nicht kennen konnte und zu denen Gott ihn sicher nicht inspiriert hätte, wäre die Geburt Christi später zu datieren.

So aber ist beides möglich und wahrscheinlich hat auch beides stattgefunden. Matthäus erhält von mindestens einem der Weisen den genauen Bericht des wichtigsten Ereignisses in dessen Leben und Gott sorgt dafür, dass er ihn richtig niederschreibt. Der Autor des oben genannten Buches hat 40 Jahre seines Lebens den Inhalt der nicht einmal 170 Seiten nachgeforscht und das kann nicht nur auf wissenschaftlichen Ehrgeiz des ehemaligen Ordinarius für theoretische Astronomie in Wien hinweisen, sondern auf viel Liebe und Verehrung. Gleich den Weisen, die auf einer Reise von 2500 Kilometern – mit all den Verwinklungen des Karawanenpfades ihr Leben riskierten, verbrachte er 40 Jahre mit dem auffallenden Bericht im Evangelium des Matthäus.

Wie weit gehen wir für das Allerheiligste? Wie lange forschen wir nach der Wahrheit?

Monatsbrief zum Fest der Heiligen Familie

Lk. 2:42-52 (Nr. 26, 9. Jänner 2005)

Ist es nicht merkwürdig, ausgerechnet am Fest der Heiligen Familie das Evangelium zu finden, in dem Jesus Seine Mutter und den Ziehvater mit einer, auf den ersten Blick eher ungebührlichen Antwort zum Schweigen bringt?

Jesus ist zwölf und wird damit gesetzspflichtig. Dreimal soll der israelitische Mann zum heiligen Ort der Bundeslade im Tempel zu Jerusalem fahren (Ex. 34:23). Joseph ging, weil er musste und fromm war, Maria musste nicht, nahm aber aus Andacht an der Pilgerfahrt teil, und der Knabe Jesus musste bereits mitgenommen werden. Dies ist aber eine von wahrscheinlich vierzig solcher Wallfahrten vor der Grossjährigkeit Jesu mit dreissig. Warum erwähnt sie Lukas?

Jesus tut das erste Mal Seine Gottheit kund und spricht die ersten Worte in den Evangelien.

Der Massenaufbruch der österlichen Pilgerfahrt muss enorm gewesen sein. Man reiste aus Sicherheitsgründen nicht alleine, sondern in Reisegruppen. So ist es auch nicht verwunderlich, dass Maria und Joseph zunächst nicht bemerken, dass Jesus noch in Jerusalem weilt. Sie vermuten ihn in einer Gruppe Verwandter und Bekannter, eine Tagesreise entfernt. Dort finden sie ihn nicht und als treusorgende Eltern kehren sie auf dem gleichen Weg nach Jerusalem zurück. Für damalige Verhältnisse war Jerusalem sehr gross und noch dazu von Pilgern aus dem ganzen Land überlaufen. Wer noch nie am Rummelplatz, im Kaufhaus, im Supermarkt oder in der Stadt ein Kind aus den Augen verloren hat, kann sich den Angstzustand Josephs und Mariae kaum vorstellen. Diese Sorge galt weniger der Sicherheit des Knaben, denn um das Paschafest wurden sowohl die Tempelwachen als auch die römischen Garden verstärkt, um Verbrechen und Tumulte zu verhindern, sondern dem menschlichen Hausverstand: Was macht ein mittelloser Zwölfjähriger alleine in der grössten Stadt der Gegend?

Nach drei Tagen des Bangens – und wahrscheinlich halb schlafloser Nächte – finden sie ihn endlich, und er sagt: "Wusstet ihr denn nicht..."

Um das verstehen zu können, muss man weiter ausholen:

Jesus sitzt also im Tempel mitten unter den Lehrern. Noch wissen diese nichts von Wundern und einer Bedrohung ihrer gesellschaftlichen Position, und sie behandelten ihn mit der Freundlichkeit der Wohlerzogenen und dem Interesse der Experten. Es war damals üblich, dass die Gesetzeslehrer in den entsprechenden Örtlichkeiten des Tempels ihre Weisheit verbreiteten. Die Zuhörer konnten Fragen stellen, Meinungen äussern und auch widersprechen, was oft zu Diskussionen führte, wobei es an orientalischer Heftigkeit sicher nicht gemangelt hat.

Jesus sitzt nun inmitten der Lehrer, "er fragte sie und hörte ihnen zu". Man kann sich lebhaft vorstellen, dass sehr viele Fragen sich auf die Freiheit und Zukunft des israelischen Volkes und den Messias richteten. Der Erlöser selbst sass nun unerkannt dort und beantwortete entsprechende Fragen oder stellte selbst welche, um die Gelehrten auf ihre Fehlinterpretationen der auf den Messias hinweisenden Schriftstellen hinzuweisen. Gemäss der damaligen Einteilung der theologischen Schulen, war Jesus für die anwesenden Gelehrten nicht einzuteilen, er war ein Unbekannter und mindestens 28 Jahre jünger als der jüngste anwesende Schriftgelehrte. Er hätte sie mit viel weniger beeindrucken können, aber darum ging es ihm natürlich nicht.

Christus erklärt seiner Familie, dass er in dem sein musste, "was seines Vaters ist." Damit ist klar der Wille des Vaters ausgedrückt, seinen Sohn als Zwölfjährigen im höchsten Heiligtum der alten Religion nicht nur anwesend, sondern unter den Lehrern zu finden! Ein der Wahrheit völlig offener Schriftgelehrter hätte sich hier schon weitreichende Gedanken machen müssen. Aber wie man immer wieder sehen wird: Was nicht sein darf, das kann auch nicht sein. Noch können sie sagen, sie hätten das

nie in einem Zwölfjährigen sehen können, aber 18 Jahre später wird der Erlöser so manchem dieser damals Anwesenden wiederbegegnen!

Maria und Joseph wundern sich nicht minder, "und seine Mutter sagte zu ihm: Kind, warum hast du uns das angetan. Siehe, wir haben dich mit Schmerzen gesucht."

Der Evangelist versichert uns, dass sie Seine Antwort nicht verstanden. Das scheint zunächst merkwürdig. Die Menschen damals, unüberflutet durch Bücher, Zeitungen, Radio und Fernsehen, erfreuten sich eines hervorragenden Gedächtnisses. Man hat in Skandinavien bei der Rückverfolgung der Urfassungen der *Edda* und der isländischen Sagas festgestellt, dass die mündlichen Traditionen der analphabetischen Bauernkreise genauer waren, als die schriftlichen! Wie sehr muss das nun für die Gottesmutter gegolten haben, die, von jeglicher Erbsünde frei, sich des Vollbesitzes ihrer geistigen Kräfte erfreute? Sie hatte in ihr wahrscheinlich unfehlbares Gedächtnis die Ereignisse der Vergangenheit festgeschrieben: "Gegrüßet seist du, voll der Gnade." "Du bist gebenedeit unter den Weibern." "Siehe, du wirst empfangen im Schosse und einen Sohn gebären ... Dieser wird gross sein und der Sohn des Höchsten genannt werden, der Herr Gott wird ihm den Thron seines Vaters David geben; herrschen wird er über das Haus Jakob in Ewigkeit, und seines Reiches wird kein Ende sein." "Der Heilige Geist wird herabkommen über dich und die Kraft des Höchsten dich überschatten; darum wird auch das aus dir geborene Heilige Sohn Gottes genannt werden." Elisabeth: "Gebenedeit bist du unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes! Woher kommt mir dies, dass die Mutter meines Herrn zu mir kommt?" Diesen Worten folgt Mariae berühmtes *Magnificat*. Kurz darauf die Prophezeiung des Zacharias im *Benedictus*. Es folgen die Engel bei der Geburt Jesu und die Anbetung der Hirten. Auch hier heisst es: "Maria aber bewahrte all diese Worte und überlegte sie in ihrem Herzen." Simeon, dem versprochen ward, er würde nicht sterben, bevor er den Gesalbten des Herrn (= Christus) gesehen hatte. Simeon spricht nun das *Nunc dimittis*. "Simeon segnete sie und sprach...: Siehe, dieser ist gesetzt zum Falle und zur Auferstehung vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird: aber auch deine eigene Seele wird ein Schwert durchdringen." Drei Monate später folgte die Anbetung der drei Weisen aus Babylon.

All dies hatte Maria perfekt im Gedächtnis. Was für sie so überraschend gewesen sein muss, war der Zeitpunkt des ersten öffentlichen Auftretens ihres göttlichen Sohnes. Sie wusste, dass ihr Sohn der Auserwählte war und nimmt in ihrer vollkommenen Demut Seine Erklärung an und fügt sich Seiner ersten Zugehörigkeit zu Seinem wirklichen Vater im Tempel. Was als Frage offen bleibt und im Evangelium nicht beantwortet wird: Warum hatte Jesus Maria und Joseph nicht vorher sein Verbleiben im Tempel angekündigt?

Das Fest der heiligen Familie, das sehr jung ist, kann daher nur in dem folgenden Satz erklärt werden: "Er ging mit ihnen hinab, kam nach Nazareth und war ihnen untertan." Achtzehn Jahre war Er still, demütig und gehorsam ihr Sohn und "nahm zu an Weisheit und Alter und Gnade vor Gott und den Menschen". Jetzt, wo sie wussten, Er gehört dem göttlichen Vater, hatten sie das glücklichste Familienleben jemals. In Seiner vollkommenen Demut erlaubte der Gottessohn nicht, dass Seine menschliche Weisheit, mehr als vom Vater geboten, die göttliche in den Reifungsprozess einschloss!

Monatsbrief zum zweiten Sonntag nach Erscheinung

Jo. 2:1-11 (Nr. 38, 15. Jänner 2006)

Gleich der erste Satz dieses Evangeliums, das zu den missverstandenen überhaupt gehört, zeigt uns, wie genau wir die Sätze der heiligen Schrift lesen müssen. "Die Mutter Jesu war auch dabei." Sie war also nicht einfach nur ein Gast, woraus man fromm schliessen darf, dass sie in einem freundschaftlichen Verhältnis zum Brautpaar stand und also auch bei der Ausrichtung der Hochzeit geholfen hatte, wie es ihre überaus höfliche Art war, denken wir doch nur an den langen Weg zu Elisabeth! Dass dann Jesus und Seine Begleiter eingeladen waren, entspricht auch heute noch der orientalischen Gastfreundschaft.

Zu dieser gehört auch der Wein. In der damaligen Zeit gab es keinen (womöglich nur zweiwöchigen) Jahresurlaub. Der ist die unchristliche Frucht einer unmenschlichen industriellen Revolution. In der alten Welt, die in diesem Punkt bis in das 18. Jahrhundert dauerte, hatten die meisten Menschen in der katholischen Welt viel mehr Feiertage als heute, wo wir um jeden nicht sonntäglichen freien Tag kämpfen müssen. In der Antike war also die Hochzeit nicht nur eine Teilnahme am Anfang eines gemeinsamen Lebensweges und einer Familiengründung, sondern auch Urlaub, in diesem Falle ein siebentägiger.

Christus bei einem siebentägigen Gelage? Wie sehr passt da dem Pharisäer in der modernen Welt das heute übliche Hochzeitchen, das Samstag um 14 Uhr beginnt und die Brautleute am Abend in die Flitterwochen entlässt, während der Rest der Gesellschaft sich betrinkt und am Sonntag die Messe versäumt. In der heutigen Zeit mit überreicherlicher Freizeit, die meist ungeistig, sehr passiv oder sehr aktiv verbracht wird, weiss man nicht mehr zu feiern und entwickelt entsprechend verlogene Auffassungen über die, die es noch können.

Johannes der Täufer wäre vielleicht der Hochzeit ferne geblieben, aber Christus, der eben gerade aus der Wüste und dem Fasten kommt und begonnen hat, seine ersten Schüler um sich zu sammeln, ist kein finsterer Traditionalist. So sehr Er hart und unerbittlich am Willen Seines Vaters festhält, so liebevoll und menschlich ist Er, Der mindestens zweimal die Menge mit überreichlich Brot sättigen wird, und Er erfreut sich auch an der Freude des Menschen. Die Freude ist ein Geschenk Gottes, sowie der (richtige) Humor!

Dass Christus bei dieser Hochzeit nur teilgenommen hat, um die Ehe als Sakrament einzusetzen, ist Irrsinn. Ein Wort von Ihm hätte genügt. Nicht für alle Sakramente liegt ein direktes – schriftliches! – Wort Christi vor. Natürlich bedeutet alleine die Anwesenheit Christi einen Ausdruck Seiner Wertschätzung für das, was Er einmal zum Sakrament erheben wird, aber Er war nicht deswegen dort!

Sehen wir einmal, was geschah. Eine mittelprächtige Katastrophe nahte, denn der Wein ging zu Ende. Ohne Wein kein Fest, das ist schon seit Noë so gewesen. Maria scheint die erste gewesen zu sein, die es bemerkt hat. Das ist typisch für sie. Während die anderen sich dem Genusse hingeben, sitzt sie als perfekte Mutter dabei und bemerkt den drohenden Mangel. Fernab, dass sie gar nichts getrunken und gegessen hätte, wie es Pietisten gerne sehen! Das wäre unhöflich gewesen, wie es heute noch im Mittelmeerraum – und nicht nur dort – als Beleidigung gilt, nichts oder nur ganz wenig zu konsumieren. Sie sagt: "Sie haben keinen Wein mehr." Dass sie dabei auf ein Wunder hoffte, kann ganz und gar nicht ausgeschlossen werden, denn es gab ja keine andere Möglichkeit.

Die Antwort Jesu ist nicht ganz so unfreundlich, wie es auf den ersten Blick aussieht, aber freundlich ist sie auch nicht, was ein wenig verwirrend scheint. Wir müssen hier genau sein: *Quid mihi et tibi est, mulier? nondum venit hora mea.* Die Anrede *mulier*, Weib, Frau, ist in der Antike ganz und gar nicht unfreundlich gewesen. So hat man damals sogar eine wirklich geliebte Ehefrau angesprochen. Christus ist über dreissig, Er muss sie nicht mehr brav als Mama, Mami oder Mutti bezeichnen. Seine Mission hat begonnen und Er fragt ganz einfach: *quid mihi et tibi est?* Luther übersetzt das mit: "Was habe ich mit dir zu schaffen?" Der Schott (!!!) ganz ähnlich. Das ist aber falsch. Die richtige Übersetzung lautet: "Was

geht mich oder dich das an?" Man könnte heute sagen: "Na und? Lass mich in Ruh!" Das ist eine klare Absage, die Er mit der noch nicht gekommenen Stunde begründet. Daraus wird klar, dass Er in dem, vom Vater vorgegebenen Programm keinen Hinweis auf diese Hochzeit sieht.

Nun muss man aber unterscheiden: So eisern und so hart der Wille Christi ist, wenn es darum geht, den Willen des Vaters zu erfüllen, so wenig widerspricht das Seiner Liebe. Petrus wird ersteres zu spüren bekommen, wenn er Christus von Seinem Weg abbringen will: "Weiche von Mir, Satan!" (Mt. 16:22-23). Christus weiss von keiner Aufforderung des Vaters, hier und nun Sein erstes Wunder zu wirken. Auch die Gottesmutter muss sich im Klaren sein, dass die Zeiten, wo ihre braver Sohn auf jeden Wink reagiert hat, vorbei sind, aber sie kennt Ihn! Liebloser Dienst nach Vorschrift ist im Klerus häufig, bei Christus unvorstellbar. In Seinem Programm steht nirgendwo, dass Er hier nicht ein "Luxuswunder", wie man es schon genannt hat, wirken kann. Der Überfluss ist Christus nicht fremd, im Gegenteil, nach der Speisung der Fünftausend bleiben zwölf Körbe übrig. Sie kennt Ihn also und weiss um den Ernst Seiner Verneinung, weiss aber auch, dass Er eben nicht nur übernatürlich, sondern auch menschlich ist. Einer Mutter kann man nichts abschlagen, einer perfekten erst recht nicht. Auch das weiss sie und sagt einfach zu den Knechten: "Was immer Er euch sagt, tut es!" Der liebe Sohn reagiert Seiner Mutter zuliebe mit einer privaten Machttat, ausserhalb Seines Programms, also mehr als Dienst nach Vorschrift. Er verschiebt weder Seine Stunde, noch gehorcht Er Seiner Mutter, Er erfüllt ihr nur den Wunsch und das im Überfluss:

Jeder der *hydriae*, der Steinkrüge, hatte eine Kapazität von zwei bis drei Mass. Das entspricht nicht dem bayrischen Mass Bier, also einem Liter, wie es die Manichäer gerne sähen, sondern *die metretae*, dem hebräischen *Bath* gleich entsprachen 39,39 Litern. Jeder dieser Krüge fasste also mindestens hundert Liter und sie wurden bis zum Rand gefüllt (die Diener waren gewohnt zu gehorchen, auch dem merkwürdigen Befehl, die Krüge mit Wasser zu füllen, wenn Wein vonnöten war). Christus stellte also in einem winzigen Moment sechs Hektoliter Wein her. Es ist müssig, schliessen zu wollen, wieviele Gäste anwesend waren, denn auch sechs Hektoliter, über mehrere Tage verteilt, reichen nicht weit. Ein normaler und an Wein gewöhnter Mensch ist nach zwei Litern, über den ganzen Tag verteilt, immer noch nüchtern, ja sogar durstig. Christus, Der nicht sparsam gibt, war also bei keiner übergrossen Hochzeit. Jedes Gerede über sinnlose Trunkenheit oder Rausch ist schlicht und einfach pharisäisch und ignorant. Als ob Christus nicht wüsste, was Er tut!

Daher ist auch die Bemerkung des Bräutigams nach dem Verkosten des Weines nicht – wie in vielen Exegesen – ein Scherzwort und der Bräutigam spricht auch nicht eine "Sitte" an, die sich für damals nicht nachweisen lässt, sondern den Hausverstand. Egal wovon: je mehr, desto abgestumpfter sind die Geschmacksknospen, weswegen Weinverkostung auch am besten um elf Uhr Vormittag auf nüchternen Magen stattfindet.

Das Beglückendste an diesem wunderschönen, antimanichäischen Evangelium ist die offensichtlich werdende mütterliche Schutzmacht der Gnadenvermittlerin und die Tatsache – Johannes weiss was er tut – dass der gar nicht finstere, gar nicht düstere Herrgott auf Erden, ihr die Erlaubnis gibt, sie bei einer Hochzeit zu zeigen, also einem fröhlichen Fest!

Monatsbrief zum dritten Sonntag nach Erscheinung

Mt. 8:1-13 (Nr. 15, 25. Jänner 2004)

Ein römischer, heidnischer Hauptmann prägt im heutigen Evangelium die Worte, die wir – bis auf eins – unverändert in jeder heiligen Messe dreimal wiederholen.

Dieser unerhört sachliche, ja nüchterne und umso tiefere Glaube des Offiziers, der sich um seinen Burschen sorgt, berührt Christus. Der Hauptmann ist völlig überzeugt, er ist sich sicher. Er schreit nicht, weint nicht, klagt nicht, wirft sich nicht Christus zu Füßen, nein. In der Schlichtheit, die nur aus der echten Demut kommen kann, weiss er dass Derjenige, Der durch einfaches Handauflegen den Aussatz reinigen kann, nur ein Wort sagen muss, auch wenn aus der Entfernung.

Es geht dem Hauptmann auch nicht um sich selbst. "Herr, mein Bursche liegt in meinem Haus, gelähmt, und wird böse gepeinigt." Natürlich weiss Christus, was geschehen wird, aber er teilt seine Bereitschaft mit, sofort zu kommen.

"Herr, ich bin nicht würdig, dass du eintrittst unter mein Dach, sondern sag nur ein Wort, damit mein Bursche geheilt wird."

Weniger, um Christus zu belehren, man belehrt nicht den Herrn, Der Wunder wirkt, sondern vielmehr, um sein eigenes Verständnis zu erklären, fügt der Offizier hinzu:

"Nämlich, ich bin auch ein Mensch, der einer Autorität unterstellt ist und habe unter mir Soldaten und ich sage dem einen: Geh! Und er geht. Und dem anderen: Komm! Und er kommt; und meinem Burschen: Mach das! Und er macht es."

Und da wundert Jesus sich, nicht im Sinne der Überraschung, sondern der Bewunderung: "Wahrlich, ich sage euch, so viel Glauben habe ich in Israel nicht gefunden."

Der Hauptmann sieht seinen *puer* krank darniederliegen (*puer* ist der Offiziersbursche, den es seit urdenklichen Zeiten gibt und nicht sein *servus*, sein Knecht). Kein Offizier kann seinen Burschen einfach so austauschen oder entbehren, ausserdem ist dieser Offizier demütig und, man muss daher auch annehmen, gerecht. Er ist ausserdem ein Gentleman, also jemand, der sich zu benehmen weiss. Er ist nicht an sich selbst interessiert. Er hat kein Interesse, den grossen Meister in sein Haus zu bitten, um dann jedem stolz davon erzählen zu können, wie das heute so verbreitet ist ("In dem Sessel da ist 1986 der Erzbischof gesessen..."). Er nimmt sich nicht für wichtig, wohl aber seinen Burschen, der ihm von Herzen leid tut. Für ihn steht einwandfrei fest: Dieser Wundertäter kann ihm helfen und weil Er ein grosser Mann ist, ist er als einfacher Hauptmann seiner Anwesenheit nicht würdig.

Wollte, dass das doch diejenigen begreifen, die mit hundert Ausflüchten anstreben – womöglich noch in Reichweite einer traditionellen Kapelle – die Erlaubnis für die Aufbewahrung des Allerheiligsten im Privathaus zu bekommen oder denen jede Ausflucht genügt, sich den Priester ins Haus zu holen, oftmals um als "Vertrauenspersonen" zu gelten.

Nicht so der Hauptmann: "Was Du von hier aus tun kannst, brauchst Du nicht nach unnötigem Fussweg bei mir zuhause machen." So scheint er zu sagen.

Wollte, dass das doch diejenigen begreifen, die mit hundert Briefen den Priester bombardieren, oft nicht einmal mit Fragen, sondern mit allerlei Belehrungen, die ihnen überhaupt nicht zustehen.

Fragt die Priester, ja, sie haben ja studiert, und sie sollten (oh Maria, hilf!) auch viel wissen, aber nimmt das Beispiel des Hauptmanns von Kapharnaum vor Augen und überlegt lange und gut, bevor ein Brief oder ein Telephonanruf den Priester in einer vielleicht viel wichtigeren Angelegenheit stört. Folgt dem Beispiel dieses Offiziers und Gentleman, der keine einzige Sekunde zögert, Christus um Seine Hilfe zu bitten, dies aber kurz, klar, knapp, höflich und nach entsprechender Überlegung macht.

Dieser Heide, von dem wir sicher sein können, dass er als Christ gestorben ist – vielleicht sogar martyrisiert wurde (?), motiviert auch Christus zu einer Äusserung gegenüber denen, die Ihm folgten und die wir mittlerweile leicht zu verstehen glauben: Viele Heiden werden kommen und mit Abraham und Isaak am Tische sitzen, die des auserwählten Volkes aber werden in die Hölle kommen.

War das alles? Kein Evangelium ist nur auf seine Zeit gebunden!

Mittlerweile müssen wir darauf achten, dass es uns nicht geht wie den "Söhnen des Reiches", denn die Heiden, das sind heute die Mohammedaner und die Buddhisten und so viele andere, während wir durch unsere Taufe und Firmung auserwählt sind. Zudem haben wir das unverdiente Privileg empfangen, die Rolle der Tradition als Verfassung der Kirche zu verstehen und das macht uns zu den "Söhnen des Reiches". Nur in der bestialischen modernen Wirtschaftsordnung gibt es ein absolutes Eigentum, im Lichte Gottes empfängt man es nur zur Verwaltung. Man hüte sich davor, etwas, was man von Gott empfangen hat, entweder als eigenes ausgeben zu wollen, oder damit geizig zu sein. Damit ist keineswegs nur der Besitz, der *mamon*, gemeint, sondern wohl auch die Geistesgaben. Weder dürfen wir unser Licht unter den Scheffel stellen, noch es für grösser erklären als es ist.

Wir haben die Gabe der Tradition gratis empfangen, was nicht allzu vielen gegeben wurde. Wieviele Pfarrer haben denn gegen alle Widrigkeiten treu zum Glauben gestanden, wie der H.H. Pfarrer Milch? Wie gehen wir mit unserem Geschenk um? Begegnen wir allen "Novus Ordo Leuten" mit griesgrämigem oder hochnasigem Gesicht? Wäre es nicht möglich, dass der in den Himmel kommt und wir nicht?

Gehen wir lieber davon aus, angesichts der Worte des heutigen Evangeliums. Die Tradition ist ein Hort der Wahrheit und der Heilmittel, nicht ein Ort des Besserwissens und der Heilsgewissheit!

Beschränken wir unsere Urteile auf Worte und Tatsachen und auch das nur nach dem besten Wissen und Gewissen, denn es ist unglaublich, was in der sonntäglichen und pfarrlichen Gerüchteküche für Bosheit und Gemeinheit regiert, die so vielen Gläubigen das Gnadenleben herunterträgt bis zum unausbleiblichen Ruin. Hier gibt es eine eiserne Regel: Erstens: Selbst schweigen, auch wenn einem was zu Ohren kommt. Zweitens: Das Thema wechseln oder das Gespräch abbrechen, wenn wer anderer versucht, uns "ins Ohr zu blasen". Drittens: Nur, wenn etwas von grösster Wichtigkeit ist und dem Gemeinwohl Schaden droht, sich an den Priester wenden.

Hüten wir uns auch davor, diejenigen, die die Tradition nicht verstehen, zu verachten. Ich kann es gar nicht zählen, wie oft ich in den Jahren, seit ich 1976 als Seminarist nach Rom gegangen bin, erlebt habe, dass Traditionalisten mich verachteten, weil ich damals noch nicht zu ihnen gehörte. Das ist nicht nur kontraproduktiv, weil man daraus schliesst, dass alle so sind, sondern es ist eine himmelschreiende Undankbarkeit und Lieblosigkeit, weil man auf diese Weise Christus, Dem man alles verdankt, mit Füßen tritt.

Prüfen wir diesbezüglich unser Gewissen, bevor wir das nächste Mal vor der Kommunion sprechen: "Herr, ich bin nicht würdig..." Denn nur wenn unser Gewissen erforscht und durch eine gute Beichte und die entsprechenden Vorsätze gereinigt ist, wird die Wahrheit des heutigen Evangeliums für uns gelten: Und in der selben Stunde ward seine Seele gesund.

Monatsbrief zum vierten Sonntag nach Erscheinung

Mt 8:23-27 (Nr. 3, 2. Februar 2003)

"Was seid ihr furchtsam, ihr Kleingläubigen?" Dies sagt Jesus zu seinen Jüngern im heutigen Evangelium. Jedes Wort des Evangeliums muss verstanden werden im Zusammenhang mit der gesamten Heiligen Schrift. Die Jünger befinden sich in einem Boot mit Christus und ein Sturm zieht auf (ein Ereignis, das auch in kleineren Seen Boote zum Kentern bringen kann). Nach Matthäus, Lukas und Johannes geschieht dies, nachdem Christus bereits mehrere Wunder gewirkt hat, nach Hieronymus vier, mindestens aber das von Kanaa und die Heilung des Aussätzigen.

Zu Kanaa verwandelt Jesus Wasser – und noch dazu beachtliche Mengen desselben – in Wein, mit dem Aussätzigen macht er eine Krankheit rückgängig, die bis in das zwanzigste Jahrhundert völlig unheilbar war. Auch heute sind bereits entstandene Zerstörungen endgültig, wenn man von plastischer Chirurgie, die ja eine Reparatur von aussen darstellt, absieht. Nie wird es dem Menschen oder einem Engel möglich sein, aus Wasser Wein herzustellen. Der alte Witz über unehrliche Winzer ändert nichts an der Unmöglichkeit aus Wasser mit einem Sauerstoff- und zwei Wasserstoffatomen eine Flüssigkeit herzustellen, über die die moderne Chemie immer noch diskutiert, ob sie jetzt 400 oder 600 Substanzen, geschweige denn welche (!) enthält. Beide Wunder erfordern also jene Macht, die alleine Gott selbst hat, die wahre Schöpferkraft. Die Jünger wussten nichts über Lepra im Frühstadium oder ihre T-Form, L-Form und B-Typ und sie wussten nichts über H₂O als Wasser und CH₃CH₂OH, jenen Äthyl-Alkohol, über den Mohammedaner, Alkoholiker und Protestanten so besorgt sein müssen; Umsomehr wussten sie aber noch von der Unmöglichkeit der beiden Ereignisse ohne ein direktes Eingreifen Gottes. Obwohl also ihr Glaube nicht nur auf Vertrauen, sondern auch auf Tatsachen beruhte, beherrschte sie sofort die Furcht angesichts des Unwetters und sie wähten sich verloren. Der Wein ohne ein Wort aus Wasser entstehen lassen kann und zerstörerische Krankheiten in fortgeschrittenem Stadium heilt, wird die Jünger und Sich Selbst mit dem Boot untergehen lassen? Die Jünger folgen Ihm, was damals ein sehr viel mutigerer Akt war als heute, aber in der ersten Gefahr verlässt sie ihr Mut.

In diesem Sinne ist die Frage Christi als eine ernste Zurechtweisung zu verstehen.

Aber ist es nicht eine völlig normale menschliche Reaktion, in einem "von Fluten überschütteten" Boot und der damit auch für gute Schwimmer drohenden Lebensgefahr, die nüchterne Überlegung der Vergangenheit und der eigenen Erlebnisse ob der Panik zu vergessen? Beweisen die Jünger nicht ihren Glauben an den Herrn, indem sie statt irgendwelcher individuellen Aktionen ("Rette sich wer kann!") oder dem Ausrichten des Bootes gegen die Wellen, einer Weisheit, so alt wie die Seefahrt, Ihn aufwecken und um Hilfe bitten? Wären sie einfach sitzen geblieben und hätten nichts getan und sich nur gedacht: "Wir werden ja sehen, ob Er wirklich der Gesandte Gottes ist", hätte das nicht gehiessen, Gott zu versuchen?

Der Vorwurf Jesu kann nicht alleine der menschlichen Panikreaktion, schon gar nicht dem doch bewiesenen Glauben und noch viel weniger dem Vermeiden der Versuchung Gottes und der Anmassung gelten. Wieder geben andere Stellen des Evangeliums die Antwort, vor allem die dem heutigen Evangelium vorangegangene Bergpredigt: "Sorget nicht für euer Leben" (Mt. 6:25) und die spätere Aufforderung, nicht vor dem Tod des Leibes, sondern der Seele zu fürchten (Mt. 10:28). Christus will mehr als nur den Glauben an Ihn, Er will bedingungsloses Vertrauen. Dieser Wunsch trifft uns, denn dass wir an sich an Ihn glauben, daran wird ja hoffentlich kein Zweifel bestehen, aber ertappen wir uns nicht immer wieder bei wirklich besorgten Fragen um unser leibliches Wohl oder andere Belange des irdischen Lebens? Nur der Narr oder der Hochmütige glaubt, er hätte schon seit Stunden oder Tagen oder gar Wochen nicht mehr gesündigt. Wahrscheinlich sind die meisten Sünden gedanklich und nicht schwer,

aber der berühmte Spruch im Beichtstuhl: "Das sind alle meine Sünden" ist sicher nie wahr. Christus weiss eben das, was selbst unter Priestern so sehr verloren gegangen ist, nämlich um die Bedeutung der *correctio fraterna*, der brüderlichen Zurechtweisung, die, wenn sie aus Liebe kommt, nicht nur Irrtümer, sondern auch Sünden aufzeigt, was ja viel wichtiger ist. So scheint der Herr eigentlich zu sagen: "Ihr Kleingläubige, Ihr glaubt an mich, aber nur solange Ihr keine Sorgen habt" (vgl. Mt. 6:19-34). Dürfen wir daher kein Festtagsmenü mehr planen? Doch, aber alles in Proportion: "Suchet vor allem das Reich Gottes und seine Vollendung" (Mt. 6:33).

Wie noch ein anderes Mal auszuführen sein wird, so ist auch das Wunder im heutigen Evangelium eine Vorbereitung auf noch grössere: Heute gebietet Er Wind und Wasser, kurz danach den Dämonen (Mt. 8:28-32) und schliesslich am dritten Tage nach Seinem Tod der gesamten Schöpfung durch Seine Auferstehung, die Er mit dem Zeichen des Propheten Jonas verbindet: "Wie nämlich Jonas einst drei Tage und drei Nächte im Bauche des Seetieres war, so wird auch der Menschensohn drei Tage und drei Nächte im Herzen der Erde sein" (Mt. 12:40).

Diese Verbindung mit Jonas entschlüsselt auch die ungeheure Bedeutung des letzten Satzes aus dem heutigen Evangelium: "Da staunten die Leute und sprachen: Was ist das für einer? Ihm gehorchen ja die Winde und das Meer."

Auch Jonas schläft im Schiff, während sich ein Sturm erhebt. Er wird als der an dem Sturm Schuldige erkannt (weil er vor dem Herrn geflohen war) und über Bord geworfen, worauf sich das Meer beruhigt und die Überlebendem dem Herrn Opfer bringen (Jon. 1). Daraufhin bleibt Jonas drei Tage und drei Nächte im Bauche des "Fisches" (Jon. 2:1), bevor er schliesslich Ninive bekehrt (siehe auch Mt. 12:41).

Matthäus sagt: "Da staunten die Leute," nicht die Jünger oder die noch zukünftigen Apostel, wie Hieronymus sagt, "sondern die Seeleute und die übrigen" (Lib. 1, Comm. in Cap. 8 Matth.) denn die Geschichte von Jonas im Wal kannte fast jeder. Sie wussten von ihren Lehrern und Priestern, dass Gott den Sturm auf das Meer geworfen und sich wieder legen hat lassen. Im Gegensatz zu modernen Exegeten, die nur an sich glauben, waren nicht nur die Leute, sondern vor allem die Pharisäer und Schriftgelehrten von der Wahrheit im Buch Jonas überzeugt. Und die letzteren sind auch das wichtigste Ziel des heutigen Ereignisses: Es wäre falsch und auch lästerlich zu vermuten, Christus hätte im Vorhinein nicht über den Sturm gewusst. Schläft Er also nur ein, um den "Leuten" zeigen zu können, dass Er die Winde und das Meer beherrscht. Nein, die Kernfrage wird von Matthäus zitiert: "Qualis est hic?" – "Was ist das für Einer?" Es ist ausgeschlossen, dass die Pharisäer und Schriftgelehrten von dem Ereignis nie hörten. Sie kannten aber die Schrift, und die Parallele zu Jonas musste ihnen sehr rasch aufgefallen sein. Wirklich dumm war wahrscheinlich keiner von ihnen, und ihre Ausbildung musste ihnen klar machen, Wer Alleine die Winde und das Meer beherrschen kann. Gott liebt alle Menschen, sogar Pharisäer und Schriftgelehrte, und Er gab ihnen ausreichendes Zeugnis für die Wahrheit Christi, nicht nur hier, sondern viel öfter. Sie hätten Ihn als Erste erkennen müssen. Die meisten von ihnen erkannten Ihn und lehnten Ihn ab, einige mögen nicht genug nachgedacht haben. Im letzteren liegt auch für uns die Versuchung. Wir müssen nachdenken, immer demütig und in Unterwerfung unter die Ewige Wahrheit, aber nachdenken. Wer Gott liebt, muss über Ihn nachdenken!

Monatsbrief zum Sonntag Septuagesima

Mt. 20:1-16 (Nr. 39, 12. Februar 2006)

Die Gewerkschaft, der das heutige Evangelium gefällt, gibt es nicht, das hat aber auch sein Gutes, denn durch *Rerum Novarum* von Leo XIII. ist seit Pius X. die Verweigerung des gerechten Arbeitslohnes eine himmelschreiende Sünde. Die Dummheit, Gutmütigkeit oder gar Notlage eines anderen Menschen auszunützen, um seine Arbeit billiger zu bekommen, ist ein grausames Laster, dem man nicht nur in der modernen Wirtschaftswelt, sondern seit Jahrhunderten auch schon in der Kirche begegnet, wo so mancher verdiente Lohn unter Hinweis auf Opferbereitschaft und Berufung nicht ausbezahlt wird. Das ist und bleibt an sich böse, im letzteren Falle doppeltermassen so.

Davon kann das Evangelium nicht handeln, denn Christus ist gar nicht fähig, gegen die Gerechtigkeit zu predigen. Es geht offensichtlich um etwas anderes. Worum?

Zunächst einmal ist es höchst verständlich, dass die Arbeiter im Weinberg, die sich seit Sonnenaufgang abmühten, etwas konsterniert sind angesichts der Tatsache, dass die nicht einmal eine Stunde zu tun hatten, genau den gleichen Lohn bekommen. Das wirkt ungerecht, aber man vergisst hier immer wieder – im löblichen Eifer, den Herrn "nicht schlecht dastehen zu lassen" – dass schon der heilige Chrysostomus warnt: "Man soll nicht an allem, was die Parabeln enthalten, Wort für Wort kleinlich herumdeuteln, sondern den Zielgedanken der Parabel erforschen und das herauspflücken."

Völlig falsch wäre es, aus diesem Gleichnis zu schliessen, dass im Himmel allen derselbe Lohn zuteil wird, was nämlich dem Evangelium direkt widerspräche (z.B. Mt. 5:12,19; 10:41-42; 19:28; 20:23). Man hat geglaubt, in einem Denar das Symbol der himmlischen Herrlichkeit sehen zu müssen, was aber ein bei Christus unüblicher Vergleich wäre. Man darf nie den Kontext aus den Augen lassen, im Gegenteil, allzu viele Stellen der heiligen Schrift erhalten ihren Sinn NUR im Kontext.

Was ist nun der Zielgedanke des Gleichnisses: Am Schluss des Tages ruft der Herr die Arbeiter. Matthäus deutet darauf hin, dass ausgerechnet die zuletzt Gekommenen den Lohn als erste ausbezahlt bekommen. Auf diese Weise aber sehen die scheinbar Benachteiligten der Morgenstunde die Grosszügigkeit des Herrn. Man vergisst ja, dass die Arbeiter der Morgenstunde mit dem Angebot des einen Denars einverstanden waren und die zuletzt Gekommenen sich ja nicht vor der Arbeit gedrückt hatten, sondern noch keine gefunden hatten. Die ersten hatten also Glück, weil sie gleich genommen worden waren, den Letzten will der Herr nicht weniger geben, denn nur weil sie Pech hatten, werden weder ihre Miete, noch ihre Lebenskosten, noch ihre Kinder weniger.

Weiterhin, wie der Herr selber sagt, ist ER der Herr und kann zahlen, was ER will, solange es nicht zu wenig ist, zweitens ist die Reaktion der Ersten nicht aus der Gerechtigkeit: Wären sie die Letzten gewesen, hätten sie sicher fest geschwiegen, um sich den Vorteil nicht zu verscherzen. Ihre Reaktion ist also aus dem Neid.

Drittens sagt der Herr ja: "Oder ist dein Auge böse, weil ich GUT bin?" Das ist eine kristallklare Aussage über den eigentlichen Sinn des Evangeliums. Es ist nicht ein Evangelium der Lohnstarife, sondern ein Evangelium der Gnade. *Gratia* ist das Stammwort für "gratis" und *gratitudo* (Dankbarkeit), sowie *gratificatio* (Dankbarmachung, die nichts mit der Weihnachtsgratifikation zu tun hat, die entweder ausbezahlt wird, oder.....!!!). Wirkliche Gnade ist das Geschenk eines Souveräns. Der Akt der Begnadigung durch einen demokratisch gewählten Politiker ist normalerweise ein politischer Winkelzug, um bestimmte Wählergruppen, z.B. irrefegleitete Skrupulanten einer geschwisterlichen Kirche nicht vor den Kopf zu stossen. Die Begnadigung durch einen absoluten Monarchen, und das ist Gott im absoluten Sinne, ist ein Akt der Barmherzigkeit, also der Liebe, vor allem aber ist er völlig frei! Souverän!

Weiterhin sieht man aus der eher lässigen Art, in der der Herr, fast müssig, über den Marktplatz schreitet und ruft: "Ach, geht doch auch mal in meinen Weinberg," dass er die Arbeiter gar nicht so sehr benötigt. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass er keinen Müsiggang sehen will und erst zufrieden ist, wenn ALLE einen Denar nach Hause tragen. Die Beschäftigung an sich ist also schon eine Gnade. Der Mensch in seiner Selbstherrlichkeit gefällt sich in dem Ausspruch: "Nun, ich habe ja auch etwas geleistet!" NEIN! Schon die Aufforderung, die Bitte, das Angebot zur Arbeit ist Gnade.

OHNE MICH KÖNNT IHR NICHTS TUN!

Wir haben unsere Verdienste, aber auch sie sind Gnade. Bei Gott ist hier nicht der geringste Widerspruch. Das will der Mensch oft nicht verstehen. Man klagt die Fürsten von einst an, dass sie so und so viel Bedienstete hatten. Aber – normalerweise – verdienten diese ach so armen Lakaien mehr für viel weniger Arbeit als der durchschnittliche Bauer. Ging es dem Fürsten wirklich so viel besser? Weltlich gesehen, normalerweise schon, aber in Bezug auf die Ewigkeit? War der Fürst nicht tausendmal mehr Versuchungen ausgesetzt als der Lakai?

Neid ist ohne jegliche Ausnahme dumm.

Gottes Absolutheit kennt keine Benachteiligung – ein Mangel an Gutem, und in Gott unmöglich – sondern nur Bevorzugung, die Bevorzugung Seiner Mutter über alle Sterblichen, die Bevorzugung des Johannes über alle Apostel, die Bevorzugung der Apostel über die Jünger über die Gläubigen über die Heiden. Im Himmel werden keine zwei Personen gleich sein, jeder wird ein verschieden grosses Weinglas in der Hand halten, ... aber... ES WIRD IMMER VOLL SEIN!

Wir sehen, dass nicht Paulus der Erfinder der Gnadenlehre ist, sondern – wie anders? – Christus. Die absolute Einfachheit Gottes ist eben nicht ein Nichts, wie in diesem dummen Buddhismus, sondern ein ALLES. Der, Der Alles ist, also einfach IST, wie kann ich IHM was erzählen?

Wir geben unsere Liebe, weil wir etwas brauchen, nämlich Liebe. Gott benötigt gar nichts, und alles, was Er gibt, gibt ER aus absoluter Liebe. In tiefster Demut müssen wir endlich einmal alle Gedanken an unsere angeblichen Leistungen vergessen und uns vor Dem hinwerfen, der uns auch noch in der letzten Stunde Hoffnung gibt. Nur müssen wir, wie die Arbeiter auf dem Marktplatz, statt zu resignieren, offen bleiben, nie das NEIN vorbereitet haben. Selbst ein Napoleon ist mit den Sakramenten gestorben. Der sicherlich im sechsten Gebot nicht übermässig treue John Wayne ist mit den Sakramenten gestorben, und hat nicht die Gottesmutter ein unvergleichliches Geschenk gegeben mit den fünf Sühnesamstagen? Nur wer Gottes Barmherzigkeit verweigert, oder sie schamlos ausnützt, wird ihrer nicht teilhaben.

Eines kann man sicher sagen: Wir alle werden uns beim Jüngsten Gericht sehr wundern. Da haben wir das persönliche Gericht schon hinter uns und wissen, wo wir enden werden, aber bleiben wir jetzt – einfachheitshalber – bei denen, die es geschafft haben: da werden die Modernisten, die die Hölle für sehr leer halten, eine bitterböse Überraschung erleben und die Traditionalisten, die den Himmel für unterbevölkert halten, werden eine ungeheuer gute Überraschung erleben – vollkommen unverdient. Alle aber werden aus dem Staunen nicht herauskommen – in alle Ewigkeit – wenn sie sehen, WAS bei Gott die Identität von Gerechtigkeit und Barmherzigkeit bedeutet! KYRIE ELEISON.

Monatsbrief zum Sonntag Quinquagesima

Lk. 18:31-43 (Nr. 4, 2. März 2003)

Wer Gott liebt, muss über Ihn nachdenken! Auch das heutige Evangelium zeigt dies in aller Deutlichkeit: Christus kündigt Sein Leiden und Seine Auferstehung an, "Doch sie verstanden nichts davon," weil sie nicht nachgedacht hatten! Ist das nicht ein harter Vorwurf? Nein, denn gerade im Evangelium des heiligen Lukas, der besonders für die Strenge seiner zeitlichen Einordnung der Geschehnisse bekannt ist, findet sich schon neun Kapitel vor dem heutigen Evangelium der nötige Hinweis: "'Der Menschensohn,' sprach er, 'muss vieles leiden, er muss von den Ältesten, den Hohenpriestern und den Schriftgelehrten verworfen und getötet werden und am dritten Tage auferstehen'" (Lk. 9:22). Er sagt dies zu ihnen alleine, denn im nächsten Satz heisst es: "Zu allen aber sagte er..." Dies geschah vor Seiner Verklärung, was Matthäus (16:21) und Markus (8:31) bestätigen. Der gesunde Menschenverstand sagt einem, dass unser Herr Jesus, selbst nicht nur voll und ganz Mensch, sondern auch der offenbarende Lehrer, in den neun Kapiteln des Lukas, zwischen der oben zitierten Offenbarung und der des heutigen Evangeliums nicht nur ein paar Kranke geheilt hat: "Noch gibt es vieles andere, was Jesus getan hat. Wollte man das alles einzeln niederschreiben, so vermöchte die ganze Welt die Bücher nicht zu fassen, die dann zu schreiben wären" (Joh. 21:25). Dieser letzte Satz der vier Evangelien scheint manchmal in den Gedanken der heutigen Schriftgelehrten, selbst der orthodoxen DAS Letzte zu sein, was allzu offenbar wird, wenn man die progressive Fraktion der Modernisten in ihrer Bemühung ertappt, Christus durch irgendwelche zeitgeistliche Faktoiden widerlegen zu wollen oder die Konservativen in ihrem Bemühen, den Sohn Gottes auf Seine – in diesem Lichte relativ wenigen – Zeilen zu beschränken.

MITNICHTEN! Erst beim Jüngsten Gericht werden wir erfahren, was und wieviel Christus zwischen "Lukas Neun und Lukas Achtzehn" den Aposteln erklärt hat. Was wir wissen, ist, dass es viel war. Sogar Priester sprechen oft stundenlang über Nichtiges, Christus tat dies nicht. Genau deswegen sind die Apostel hier nur die Repräsentanten der Menschheit, die durch die Erbsünde "von den paradiesischen Freuden ausgeschlossen, in Unkenntnis der Klarheit des überirdischen Lichtes, die Finsternisse ihrer Verdammnis erleidet," wie Gregor sagt (Homilia 2 in Evangelia): "Die Rede war für sie verborgen."

Wie im Evangelium vom vierten Sonntag nach Erscheinung glaubten die Apostel zwar an Ihn, sie folgten Ihm, aber sie wussten nicht, wovon Er sprach. Sicherlich hatten sie über Vieles nachgedacht, aber worüber? Gregor der Grosse sieht eine tiefe Symbolik alleine schon in dieser Richtung nach Jericho, auf Deutsch "Mondstadt": So wie der Mond in seinem Zyklus ein Auf und Ab wie Tod und Leben vorführt, so nimmt Jesus nach der Ankündigung Seines eigenen Todes ausgerechnet dorthin Seinen Weg. Mit Seiner Menschwerdung hat Er ja – mit Ausnahme der Sünde – die Defekte unserer Menschheit übernommen: "Unde enim Deus humana patitur, inde homo ad divina sublevatur" (Homilia 2 in Evangelia): "Woher nämlich Gott die menschlichen Dinge erleidet, von dort wird der Mensch zu den göttlichen erhoben." Die Apostel aber bedenken diese Konsequenz nicht. Viel, viel später zeigt uns die Heilige Schrift immer noch ihre Unwissenheit: "Wir aber hofften, dass er es sei, der Israel erlösen werde," (Lk. 24:21), so sagen Kleophas und sein Begleiter zum Auferstandenen.

Dies ist auch die Erklärung für das Unverständnis der Apostel im heutigen Evangelium: Wunschdenken! Der Wunsch ist der Vater des Gedankens! Der Befreier Israels, der König, zu welchem Minister macht er mich wohl? "Quid ergo erit nobis?" "Was wird uns nun dafür zuteil werden?" (Mt. 19:27).

Kein Urteil über die Apostel wollen wir uns hier anmassen – alle (ausser Judas) starben für unseren Herrn – besonders nicht, wenn wir bedenken, dass sie zwar Jesus bei sich hatten, aber erst zu Pfingsten den Heiligen Geist erhielten. Uns wurde dies unverdient in der Firmung zuteil und wir haben Jesus im Tabernakel!

Wer von uns kann schon sagen, dass er nicht trotzdem immer wieder unter diesem Wunschdenken leidet? Christus, der Unschuldige von allen, sieht Jerusalem und das entsetzliche Leiden vor sich, aber anstatt Sich zu beschweren, erklärt Er, dass es so sein muss. Wir sind stets schuldig und so eifrig unser Gnadenleben auch sein mag, wir sind weder sündenlos, noch heilig. Dennoch kommt uns die Beschwerde sehr rasch über die Lippen: "Was, oh Gott, habe ich Dir angetan, dass mir das passieren musste?" Der Ausspruch eines Blinden! Im Katechismusunterricht oder im Gespräch bejahen wir die Realität des Fegefeuers, das viel schlimmer ist als alle irdischen Leiden, aber wenn der Herr uns die Gelegenheit gibt, auf Erden für unsere Sünden Busse zu tun, dann sehen wir den Grund nicht. Der grosse Papst Innozenz III. warnte die Bischöfe und seine Nachfolger: "Je weniger ein Mensch von Menschen gerichtet wird, umso mehr wird er von Gott gerichtet werden." Das gilt auch für unsere Leiden, abhängig davon, wie ehrlich und gerne wir sie annehmen. Natürlich gibt es auch die "Christen", die sich für sündenlos halten, sie sind weder Christen, noch sündenlos.

Wir sollten noch etwas aus dem heutigen Evangelium lernen: Der Sinn der Rede Christi bleibt den Aposteln verborgen und ausgerechnet danach, auf dem Weg nach Jericho, sitzt ein Blinder am Weg und bettelt. Christus, umgeben von "blinden" Aposteln, heilt den Hilferufenden. Kann Er uns zu Sehenden machen? Er kann, aber will Er?

"Gratia praesupponit naturam," sagt der hl. Thomas Aquinas, "Die Gnade setzt die Natur voraus," nicht umgekehrt. Wenn es jemandem an der nötigen Intelligenz für das Priesteramt mangelt, sollte man ihn auch nicht in der Hoffnung, die Standesgnaden könnten seine Mängel ersetzen, weihen (den Pfarrer von Ars hier als Beispiel zu missbrauchen, wie das immer wieder geschieht, ist eine Vermessenheit, weil man eine Spezialgnade – gratia gratis data – voraussetzt). Genausowenig dürfen wir annehmen, dass uns ohne Lesen und Nachdenken die Erleuchtung kommen wird, womöglich noch anlässlich einer der unzähligen angeblichen Erscheinungen. Der Herr will uns zu Sehenden machen, aber nicht gegen Vermessenheit oder Trägheit!

Auch zu diesem Thema erteilt uns das heutige Evangelium eine Lehre: Die Menge will den Blinden daran hindern zu Jesus zu gelangen. Warum? Weil der Blinde mit seinen Hilferufen das Spektakel stört, darum! Auch und gerade Kindern wollen sogar die Jünger den Zutritt versagen (vgl. Mt. 19:13)! Warum? Weil die Kleinen Seine hochinteressanten Ausführungen unterbrechen! Hier werden weder Christus noch Seine Barmherzigkeit verstanden, weil die Neugierde und die Erlebnissucht jegliche Nächstenliebe töten. So mancher traditionstreue Priester kennt die Situation, in der er, zum Versehgang gerufen, noch behindert wird: "Aber Herr Pater, die Gottesmutter hat mir gestern persönlich...." oder man ihn den Kindern entziehen will, mit diesem grässlichen: "Hochwürden, ich muss Ihnen noch was sagen....," gefolgt von abstrusen Theorien, Häresien und Tratsch. Alles das ist nicht Christentum, das ist bestenfalls ein Steckenpferd, ein Hobby. Die Menschen, die den Blinden zum Schweigen bringen wollen, aber dem hochinteressanten Jesus von Nazareth nachlaufen, sie leben noch wie eh und je. Die Wunder Christi reichen ihnen nicht, nicht die der Heiligen und kein Lanciano, wo die Hostie Fleisch und der Wein Blut wurde, sichtbar und immer noch frisch, Fatima reicht ihnen nicht und Lourdes, nein sie jagen unzähligen Sehern, Erscheinungen, Wundern, Rasenkreuzen, Botschaften und ähnlichem nach, wobei meist die Nächstenliebe auf der Strecke bleibt. HERR MACH UNS SEHEND!

Monatsbrief zum ersten Fastensonntag

Mt. 4:1-11 (Nr. 27, 13. Februar 2005)

Der erste Satz des heutigen Evangeliums ist bereits schwierig zu verstehen. Warum sollte der Geist, der Heilige Geist, Jesus in die Wüste führen, damit Er versucht werde?

Der heilige Paulus gibt die Antwort: "Wir haben ja nicht einen Hohenpriester, der nicht Mitgefühl mit unserer Schwachheit haben könnte, sondern einen solchen, der in allen Stücken, ebenso wie wir, versucht worden ist, nur ohne Sünde" (Hebr. 4:15). Trotz beider Naturen und Willen, besass Christus nur eine Person, nämlich die göttliche, die gar nicht sündigen kann. Aber bevor Jesus sich nach einem ruhigen und glücklichen Leben mit Joseph und der vollkommenen Mutter unter das sündige Volk begab, sollte Er der Sünde so nahe kommen, wie das für Ihn, Der nicht sündigen konnte, möglich war. In Christus konnte keine Versuchung entstehen, weder aus Seiner Phantasie, noch den Sinnen. Frei von den Folgen der Erbsünde war Er nämlich durch die Einheit mit der göttlichen Natur in Sich heilig.

So wie Krankheit und Tod konnte die Versuchung eben nur von aussen kommen. Darum führt der Geist Ihn in die Wüste, damit der Satan in Ihn die Versuchungen hineinbringen konnte, die er als normaler Mensch von Sich aus hätte empfinden müssen.

Hier wird auch die, auf den ersten Blick merkwürdig und unverständlich erscheinende, Phrase des Vaterunser erklärt: "Führe uns nicht in Versuchung." In gewisser Hinsicht führt Gott in die Versuchung. Natürlich nur indirekt, denn "er selbst versucht niemand" (Jak. 1:13), aber indem Er uns in Verhältnisse führt, in denen sich die Versuchung ergibt. In keinem Falle versagt Gott uns in dieser Situation Seine ausreichende Gnadenhilfe, um zu bestehen: "Er wird euch nicht über euer Vermögen versuchen lassen, sondern zugleich mit der Versuchung auch einen solchen Ausgang schaffen, dass ihr sie bestehen könnt" (1 Kor. 10:13). Weil aber unser Wille, vor allem aber unsere Liebe oft zu schwach ist, beten wir das Vaterunser. Mit Seiner eigenen Versuchung zeigt uns Jesus, dass wir uns unserer Anfechtungen nicht schämen müssen und dass wir den Teufel bekämpfen müssen.

Der Geist führt also Jesus in die Wüste unter die "wilden Tiere" (Mk. 1:13), wo Er vierzig Tage lang fastete. Das übliche Fasten der damaligen Zeit hiess, dass man nach Sonnenuntergang essen durfte, was im mohammedanischen Ramadan erhalten geblieben ist. Christus aber "ass gar nichts" (Lk. 4:2) und nachher hungerte ihn, das heisst, Er war vierzig Tag so im Heiligen Geist aufgegangen, dass Er weder den Hunger, noch die nächtliche Kälte in der Wüste spürte. Auch einem vor Gesundheit und Kraft strotzenden Menschen, der zwanzig Jahre hart gearbeitet hat, ist dies nicht ohne die direkte Hilfe Gottes möglich. Kein Engel ernährte oder tränkte Ihn, denn das geschah ja nachher, aber Er war so im Geiste aufgenommen, dass das Ihn erhielt. Erst im Himmel, wenn wir brav sind, werden wir ein bisschen nachvollziehen können, was da in der menschlichen Natur Jesu, Der vierzig Tage das absolute Sein Gottes und das relative der Schöpfung kontemplierte, vorging.

Der Teufel wusste nicht, wen er wirklich vor sich hatte, den Gottessohn erkannte er erst nach dessen Auferstehung, frühestens aber, nachdem Er "abgestiegen war zur Hölle." Der Gedanke an den Messias war hingegen naheliegend, vor allem nach den Ereignissen in Bethlehem, Jerusalem und am Jordan. Der Teufel wusste, dass er Ihn in der Vereinigung mit Gott nicht stören konnte und dass Er nach den vierzig Tagen – trotz der Hilfe Gottes – hungrig sein würde. Er tritt an Jesus heran, nicht als schrecklicher Dämon, wie die Ikonographie oft zeigt, sondern als normaler Mensch. Wen der Teufel versuchen will, den schreckt er nicht, es sei denn, er weiss sich durchschaut.

Die Versuchung Jesu lag nicht in der Verwandlung von Steinen in Brot, sondern im Missbrauch der Ihm gegebenen Wundermacht für Sich Selbst. Christi Antwort aus dem Buch Deuteronomium (8:3) ist die perfekte Tarnung: Moses sagte diese Worte zu den Israeliten, um ihnen klar zu machen, dass Der, auf

Dessen Wort sie hören sollten, sie auch ernähren kann. Die Frage des Teufels: "Wenn du Sohn Gottes bist..." wird also mit dem Schriftzitat eines frommen Mannes beantwortet, der nur zu sagen scheint: "Wenn mich der Geist vierzig Tage durch die Wüste gebracht hat, dann wird Er auch für mich sorgen. Damit ist der Teufel so schlau als wie zuvor..."

Satan merkt, er kann sein Opfer nicht durch die niedrigen Instinkte, also von unten, versuchen, daher ändert er blitzschnell seine Taktik. Er hat unzählige Menschen erlebt und weiss, dass gerade der Asket, der seine Leidenschaften gebändigt hat, durch den Hochmut zu Fall kommen kann. Keiner ist so ekelhaft, wie der "Perfekte", der "(fast) nichts mehr zu beichten hat."

Der Teufel setzt also hier an und nimmt Jesus auf die höchste Erhebung des Tempels in Jerusalem mit. Dies war eine geistige Reise und kein Flug, wie es so gerne dargestellt wird, denn der Teufel kann unserem Gehirn ungeheuer realistische Visionen geben, weswegen man sich auch vor den überzeugendsten "Erscheinungen" hüten muss. Sichtlich erstreckte sich der aktive Einfluss des Teufels auf die Sinnestätigkeit Jesu, natürlich nur mit Erlaubnis. Wieder will er es wissen: "Wenn du Sohn Gottes bist..." Jetzt ist die Versuchung noch boshafter, nämlich zur eiteln Benützung des Gottvertrauens, der Anmassung. Es ist der eitle Ruf: "Herr, setze ein Zeichen an mir," den der Satan Jesus suggeriert. Es ist der unzählige Male erfolgreiche Ruf Satans an den inkompetenten Idioten, in einem vermessenen Gottvertrauen nach der höheren Position zu streben. So einen Idioten, das weiss der Teufel, hat er nicht vor sich, also geht er weiter. Er versucht Jesus zu jener Abkürzung Seiner Mission, indem er den Juden das stets erwartete Zeichen gibt und sie Ihn als Messias verehren.

Wieder behält Jesus Seine Tarnung indem Er erneut zitiert: "Es steht auch geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen." Jesus weiss, dass Sein Vater zu Ihm steht, aber eine Situation provozieren, in der nur noch Er helfen kann, das ist eben Gott versuchen.

Wieder ist der Teufel nicht schlauer geworden und er versucht es ein drittes Mal. Wieder dringt er in Jesu Sinnestätigkeit ein und "er liess ihn schauen, mit all ihrer Herrlichkeit" die Reiche der Welt und verspricht sie Ihm unter der stets letzten aller satanischen Bedingungen: "Wenn du mich anbetest." Die Macht und die Herrlichkeit hat schon die anständigsten Menschen niedergerissen, vor allem wenn ihnen die Macht irgendwie zustand. So mancher König, Kaiser und Papst ist ihr erlegen. Entsprechend begnügt sich Jesus diesmal nicht mit einem Schriftzitat, jetzt wo der Satan in der Ungeduld sich blossstellt und er fährt ihn an: "Weiche Satan!"

Der Teufel fürchtet das Licht und – scheinbar erst jetzt erkannt – weicht er von Ihm. Christus hat die Probe souverän bestanden und Sein Gottvertrauen wird durch die Zuhilfeeilung der Engel bestätigt. Damit zeigt uns Jesus auch, wie wir uns zu verhalten haben. Selbst wenn die Versuchung uns zu übermannen droht und uns das Verbotene plötzlich als Gottes Wille erscheinen lässt, müssen wir strikt an Gottes Wort festhalten. Mit der Ruhe, die sich einstellt, wenn die Versuchung überwunden ist, kommt auch die Kraft. Hier sehen wir auch, wie wichtig es ist, sich mit dem Teufel überhaupt nicht auf den – neuerdings gewünschten – Dialog einzulassen, denn wir wissen ja, wie weit das Eva gebracht hat.

Monatsbrief zum zweiten Fastensonntag

Mt. 17:1-9 (Nr. 16, 7. März 2004)

Im Moment seiner Verklärung zeigt Christus sein wahres Selbst, das Er sonst den Seinen und der Welt verborgen hielt. Denn der Sohn Gottes hat vom Moment der Empfängnis im jungfräulichen Mutterschoss an die selige Gottanschauung und nicht, wie Johannes Paulus II. glaubt (11.1.87), erst vom Moment des Kreuzestodes an. Wie sehr die Gnadenvereinigung mit Gott in einem kleinen Menschen schon leuchten kann, beweist der Fall des heiligen Joseph von Cupertino: Dieser Franziskaner war Christus so teuer, dass Er ihm nicht nur Wunder, Prophezeiungen und Ekstasen gewährte, sondern ihn in seiner Zelle so erstrahlen liess, dass die Leute glaubten, der Heilige würde Mengen an teuren Kerzen verschwenden.

Wie dann erst muss Christus leuchten, der Ursprung aller Gnade! So war es also Sein Normalzustand, den Er verborgen hielt, denn Er wollte nicht zu offensichtlich der Gottessohn sein: "Selig die nicht sehen und doch glauben!"

Warum aber erschienen Moses und Elias bei Ihm?

Elias war einer der Vorläufer Christi: In einem Gottesgericht auf dem Berge Karmel errang er den Sieg über die Baalspriester, deren 450 er umbrachte so den gefährdeten Glauben an Jahwe festigte. Abermals verfolgt, kräftigte ihn ein Engel so, dass er in 40 Tagen und 40 Nächten (Fasten Christi!) bis zum Berg Gottes Horeb zurücklegen konnte (3Kö. 19:8). Sein Nachfolger Elisäus sieht ihn in einem feurigen Wagen gegen den Himmel fahren (4Kö. 2:11). Sein persönliches Wiederkommen galt als Zeichen des Kommens des Messias (Mt. 17:12). Elias war einer der grössten Propheten und in diesem Amt repräsentiert er den zukünftigen Stellvertreter Christi, Petrus.

Moses führte die Israeliten aus Ägypten in das gelobte Land. Ihm offenbarte sich Gott im brennenden Dornbusch ("Ich bin der ICH BIN." Ex. 3-4). 40 Jahre dauerte die Reise der Israeliten (Fasten Christi!), die durch das Manna ernährt wurden (Eucharistie!). Moses Funktion war die des Königs der Israeliten. In diesem Amt repräsentiert er den zukünftigen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches. Dies sieht man auch in der (heute gestrichenen) achten Strophe der Sequenz der Messe zu Ehren von Karl dem Grossen (im mittelalterlichen Latein):

o rex mundi triumphator	O König der Welt, Triumphator
ihu xpi conregnator	Jesu Christi Mitherrscher
sis pro nobis exorator	Sei für uns der Fürsprecher
sancte pater karole	O heiliger Vater Karl.

Dann offenbart Gottvater Selbst Seinen Sohn:

"Hic est filius meus" (Das ist Mein Sohn): Der Vater erkennt Seinen Sohn.

"dilectus" (geliebter): Der Vater liebt Seinen Sohn.

"in cui mihi bene complacui" (an Dem Ich Mein Wohlgefallen habe). Der Vater erfreut sich an Seinem Sohn.

Der Vater erkennt, liebt und freut sich. Das ist die Erfüllung der *beatitudo*, der Seligkeit.

Ausnahmsweise ist in diesem Punkt der heilige Thomas sich nicht ganz im Klaren über die Fähigkeiten der menschlichen Seele. So sagt er zum Beispiel: "Das Wesen der Seligkeit besteht im Akt des Intellekts, aber das Erfreuen an ihr im Willen" (Essentia beatitudinis consistit in actu intellectus, sed delectatio eius in voluntate. I, q.26, a.1 o.). 29 Fragen weiter stellt er fest: "Die Seligkeit ist der Genuss Gottes" (Beatitudo est fruitio Dei. (I, q.95, a.4 c.). Dann sagt er: "Beatitudo est [...] gaudium de veritate" (Die Seligkeit ist die Freude an der Wahrheit. I-II, q.3, a.4 c.) Und: "Zur Seligkeit bedarf es dreierlei: und zwar die Schau Gottes, das Verständnis und das Erfreuen" (Ad beatitudinem tria requiruntur: scilicet visio Dei,

comprehensio, et delectatio. I-II, q.4, a.3 o.). Einmal ist die Freude im Willen, dann über die Wahrheit und dann schliesslich ist sie eigenes Objekt. Er scheint zu sagen: "Der Wille strebt nach der Wahrheit und in der Seligkeit freut er sich über sie." So ist also die Schau Gottes Erfüllung des Willens, das Verständnis Erfüllung des Intellekts und das Erfreuen besteht in der Erfüllung. Das ist die Sicht des Einäugigen, der drei Dimensionen als zwei sieht.

Das Erkennen aber ist eines und das *frui*, das Geniessen ein anderes. Das Wollen ist eines, das *frui*, das Geniessen des Erhaltenen ein anderes. Das lateinische Wort für Weisheit führt uns weiter: *sapientia*. In dem Wort steckt das *sapere*, schmecken, riechen, fühlen, verstehen. Erkennen ist eben nicht identisch mit der Weisheit, sondern nur ein Teil von ihr.

Wenn man nicht die gesamte klassische Philosophie über Bord werfen will, dann wird man von zwei Prämissen ausgehen müssen: erstens definiert sich jede Potenz, jede Fähigkeit durch ihr eigenes Objekt, zweitens sind die drei höchsten Güter das *bonum, verum, et pulchrum*, das Gute, das Wahre und das Schöne.

Es gibt kaum eine Diskussion um das Objekt des Guten, dem die Fähigkeit des Willens und das Objekt des Wahren, dem die Fähigkeit des Intellekts zugeordnet ist. Was aber ist mit dem Objekt des Schönen? Abgesehen von zweidimensionalen Formen der Philosophie, in denen die Gleichwertigkeit des Schönen mit dem Wahren und Guten geleugnet wird, ist sich nicht nur die gesamte Antike über die Trinität des *bonum, verum et pulchrum* einig, sondern auch die Liturgie:

Das *bonum* der Gnade und das *verum* der Verkündigung wäre ja auch im Strassenanzug im Wohnzimmer oder Versammlungssaal erhältlich, ist aber in der gesamten Tradition der Kirche undenkbar. Das *pulchrum* hat in der Liturgie nicht nur die Rolle der Bekleidung des Guten, sondern vielmehr: Die Liturgie ist das Schöne (*pulchrum*), darum der alte Glaube, dass wir sie von Gott erhalten haben, so wie die Sakramente (*bonum*) und das Evangelium (*verum*). Das Schöne kann nicht nur eine Form des Guten sein, denn das Sakrament und das Evangelium sind Teil der heiligen Messe, der Liturgie, und nicht umgekehrt.

Wie wesentlich das ist, zeigt der antike, in der Kirchweihe erhaltene Ritus der Tempelweihe. Der Augur stellt den Mittelpunkt des Tempels fest, *concentratio*, dann geht er die ganze Ausdehnung des Tempels ab, *meditatio* (vom Mittelpunkt weg), dann geht er zum Mittelpunkt zurück, *contEMPLatio* (Tempel!). Das entspricht genau dem spirituellen Leben und der allerheiligsten Dreifaltigkeit: Im Gebet zum Vater, *concentratio, bonum* (Vaterunser!), der Meditation der Offenbarung, *meditatio, verum* (Christus), und der folgenden Kontemplation *contemplatio, pulchrum* (Hl. Geist). Wie Thomas sagt: "Die Schönheit ist im kontemplativen Leben in sich und essentiell so" (*Pulchritudo est in vita contemplativa per se, et essentialiter*. II-II, q.180, a.2, ad 3. Siehe auch I, q.5, a. 4).

Dem Schönen entspricht die reflexive Fähigkeit der Seele, weder Wille, noch Verstand, sondern das, was man sehr gut Gemüt und Kontemplation nennen kann: Sicher ist, dass die menschliche Seele eine eigene Fähigkeit für das Schöne hat, das schon zu oft heruntergespielt wurde: Die Schönheit, das Gefallen, zieht uns an: "Wie glaube ich im Willen, wenn ich angezogen werde? [...] auch durch das Gefallen wirst Du angezogen! (Augustinus, Tract. 26 in Joannem. "Quomodo voluntate credo, si trahor? [...] etiam voluptate traheris). Völlig schön bist Du, Maria. Schön ist sie in ihrer Seligkeit, in ihrem Unbefleckten Herzen! Tota pulchra es Maria ...

Monatsbrief zum dritten Fastensonntag

Lk. 11:14-28 (Nr. 40, 19. März 2006)

In den Versen vor dem heutigen Evangelium zeigt uns der Herr mit Seiner überreichen Liebe und Güte, wie wir eindringlich, beharrlich, im Vertrauen und im rechten Inhalt beten müssen, also nicht so miese, fiese, schäbige Bitten um den Tototreffer (es sei denn Padre Pio braucht ihn für ein Spital!).

Plötzlich aber treten andere Menschen auf. Die Jünger hatten ihn angefleht: Lehre uns beten. Diese anderen Menschen aber, deren Herz verdreht ist, die sich der Gnade verschlossen haben, sie sehen auch im Guten nur das Schlechte. Ja, wir treffen sie leider jeden Sonntag nach der Messe auf dem Kirchenplatz. Sie sind auch unter uns und Gott bewahre uns davor, dass wir unter ihnen sind. Oft genug sind wir es!

Der Herr treibt einen Dämon aus. Mit dieser politisch unkorrekten Aktion hätte Er heute das Schlimmste zu befürchten, aber damals waren diese bösen Stimmen noch in der Minderheit. Die Mehrheit sagt noch: "Sollte dieser nicht etwa der Sohn Davids sein?" (Mt. 12:23). Aber einige wissen sofort, wie man den Glauben im Ansatz erstickt. Man findet auch heute diese zwei oder drei Stimmen, die mit einer guten Predigt oder einem interessanten Vortrag nicht einverstanden sind, und dann von interessierten Politikern mit dem Zitat "Ich habe da einige Beschwerden gehört" missbraucht werden. Diese bösen Stimmen nennen also den Herrn einen Diener Satans. *Horribile dictu!* Aus dem Stummen ist der böse Geist angesichts der Macht Christi geflohen, in den Herzen dieser wenigen bösen Stimmen sitzt er tief verwurzelt, mehr noch als die Betroffenen ahnen.

Andere wieder fordern unmittelbar gelieferte Wunder, das eben Gesehene genügt ihnen nicht. Wie jener Idiot, der nach der Lektüre der wissenschaftlichen Untersuchung des Hostienwunders von Lanciano scheinbar so weise mit dem Kopf nickte und meinte: "Dafür gibt es sicher eine naturwissenschaftliche Erklärung." Sein Gott besteht also aus Formeln. Mag ich auch den Evangelien nicht glauben, das Hostienwunder von Lanciano lag unter dem Mikroskop (da muss man Paul VI. einmal dankbar sein), was wollen sie denn noch? Sie wollen sich nicht entscheiden für Christus, was ja auch unbequeme Folgen hat, und so versinken sie im Bösen, wie der vom Weg Abgekommene im Treibsand oder dem Moor. Ihr Herz erstarrt in Bosheit. Ihr Denken verkehrt sich und sie rufen angesichts einer Heilung, einer Wohltat: "Durch Beelzebub, den obersten der Teufel, treibt er die Dämonen aus."

Für ein Verständnis der Antwort Christi muss man wissen, dass es auch in der damaligen Zeit Teufelsaustreibungen gab, eben durch die Söhne Israels, "eure Söhne". Wenn er also der Verbündete des obersten Teufels ist und Teufel austreibt, dann fällt dieses Reich Satans – so hasserfüllt und zerstritten die Hölle auch ist! – in sich zusammen. Diese Söhne, die nicht zu den erstarrten Anwesenden gehören, würden ihre Väter auch richten, könnten sie sie hören. Sie würden ihren Vätern erklären, dass kein Verbündeter Satans Dämonen austreibt. Wenn der Herr also diese Teufel austreibt, dann ist das ein Zeichen für Seine Sendung und eine Ankündigung des Gottesreiches. Diese Juden sollten sich freuen, dass hier Einer ist, der mächtiger als die Dämonen, sie von ihnen befreit. Es wundert einen nicht, dass sogar die magischen Priester des Pharao vernünftiger waren, als diese Juden, denn sie anerkannten die Taten Aarons: "Das ist der Finger Gottes!" (Ex. 8:19).

"Wer nicht mit Mir ist, der ist gegen Mich; und wer nicht mit Mir sammelt, der zerstreut." Es gibt bei Gott keine Neutralität. Was dem Menschen seinem Mitmenschen gegenüber erlaubt ist, ja sogar gut sein kann, das kann vor Gott nicht bestehen. Eine österreichische oder – langbewährte – schweizer Neutralität entspricht mehr der Klugheit als der Charakterlosigkeit, aber die Länder rund um Österreich und die Schweiz sind ja auch eine sehr relative Angelegenheit, sehr relativ. Das gibt es vor dem absolut einfachen Sein nicht. Dort heisst es JA oder NEIN.

Aber, so lesen wir im nächsten Satz, auch wenn wir einmal gereinigt sind, durch die Sakramente, dann dürfen wir die Wachsamkeit nicht verlieren, denn die bösen Mächte suchen nach den Lücken in der Verteidigung. Die grösste Lücke ist stets die Selbstgenügsamkeit im Gnadenstand: "Ich war beichten, war bei der Kommunion, ich bin heilig." Hütet euch, denn gerade, wo das Haus "mit dem Besen gereinigt und geschmückt ist", dort lässt es sich gut Dämon sein. Der Betroffene weiss ja meist gar nichts von der dämonischen Anwesenheit (mit den sieben Kollegen!) in seiner selbstgenügsamen Verblendung. Man muss sich vor Augen führen, dass christlicher Ernst nicht Verbitterung ist, christliche Wachsamkeit nüchtern und nicht versponnen ist (mit paranoiden Vorstellungen, die überall Satan sehen) und Gottvertrauen, auf der anderen Seite, nicht sorglose Anmassung sein kann, um folgenden Satz zu verstehen: Ernste Wahrnehmung der Gefahr, entsprechende Wachsamkeit und das Gottvertrauen als Kraftquelle sind die Mittel, um den Dämonen die Türen nicht zu öffnen.

Die Botschaft ist klar. Gerade jene Katholiken, die immer nur – geradezu ostentativ – "fast nichts" zu beichten haben, in die Sonntagsmesse einziehen wie in einer Heiligenprozession, nach der Messe aber ihre mächtigen Urteile fällen über Hinz und Kunz, ihre Türen stehen weit offen für die Dämonen.

HERR, SEI MIR ARMEN SÜNDER GNÄDIG!

Eine Frau in der Nähe versteht Christus und beginnt, Seine Mutter zu preisen. Wieviele gute Priester mütter gab es! Jesus freut sich darüber, was so selbstverständlich ist, dass das Evangelium es nicht erwähnt, aber er stellt eines klar. Gottesmutter sein ist eine unvorstellbare Seligkeit, aber noch grösser ist ihre Unterwerfung unter den Willen Gottes: "*Fiat mihi secundum verbum tuum*. Mir geschehe nach Deinem Worte."

Hier findet sich – es Zufall zu nennen, wäre töricht – der Übergang zum heutigen Fest des Heiligen Joseph.

Gerade im letzten Paragraphen des heutigen Evangeliums, das alle paar Jahre einmal auf den 19. März fällt, findet sich doch die Erklärung für die Heiligkeit des Ziehvaters Christi, die so gross war, dass er nun Patron der Kirche ist, aber so bescheiden verborgen blieb, dass er das erst im neunzehnten Jahrhundert wurde.

Dieser bezaubernde Unbekannte hat eine mysteriös schwangere Jungfrau, die eigentlich seine eigene Frau hätte werden sollen, geheiratet, ihren Sohn als seinen eigenen und sie fast dreissig Jahre lang durch solides Handwerkertum – er war kein Arbeiter, sondern Handwerker! – ernährt, beschützt, versorgt, vor allem aber geliebt. Von so vielen Heiligen kennen wir Schreckliches: die Dummheit des Petrus, das Temperament des Paulus, den Skeptizismus des Thomas, so manche Lieblosigkeit der diversen Kirchenväter, die Irrtümer und Anmassungen auch heiliger Päpste, die völlige Verdrehung gesunder theologischer Konzepte auch durch heilige Kirchenlehrer, die liebenswerten Narreteien eines Filippo Neri, die unangenehme Art eines Pio Quinto, aber vom heiligen Joseph wissen wir nur, wirklich nur, Gutes. Er war fromm, gehorsam, keusch (*castissimus!* Also rein wie ein Kind!), aber er war so liebevoll, dass auch der Mensch Jesus Christus so wohl geriet, wie wir ihn kennen. Joseph war zwar unter dem Einfluss des Gottessohnes und Seiner perfekten Mutter, aber er sagte immer JA zu ihnen, also AMEN.

Monatsbrief zum vierten Fastensonntag

Jo. 6:1-15 (Nr. 28, 6. März 2005)

Zwischen der Heilung des Kranken in Jerusalem und dem heutigen Evangelium muss mehr liegen als nur ein Punkt und Kapitelanfang, Johannes schrieb sein Evangelium als Ergänzung der anderen drei und setzte – wie wir sehen werden – deren Kenntnis voraus. Der "galiläische See von Tiberias" ist mehr als drei Tage von Jerusalem entfernt, und einiges muss sich ereignet haben, wo doch die neugierige Menge Ihm folgt.

Hier setzt Johannes voraus, dass man weiss, warum Jesus auf den Berg stieg (Vers 15: "...zog er sich wieder auf den Berg zurück, er ganz allein").

Nach Matthäus zog sich Jesus zunächst auf ein Schiff zurück, um alleine zu sein (in der Folge der Nachricht vom Tode des Johannes). Die Menge folgte Ihm durch Umrundung des Sees, auf dem Jesus offenbar kreuzte, um die Einsamkeit zu behalten. Warum wollte Er alleine sein? Hauptsächlich, um die Apostel zu schonen, denen nicht einmal die nötige Zeit zum Essen blieb bei dem Andrang der Menge (Mk. 6:30ff.; Lk. 9:10ff.).

Aus dem Ausruhen wird nichts, denn einige hatten gehört, dass Er die Anweisung gegeben hatte, nach Bethsaida zu fahren (Lk. 9:10). Die Menge war vor Jesus am Ufer (Mk. 6:33). Es muss eine riesige Volksmenge gewesen sein, wenn die Evangelisten einstimmig von 5000 berichten und das ohne Frauen und Kinder! Wo kam diese Menge her? Johannes erklärt es mit der anderweitig unzusammenhängenden Bemerkung: "Ostern, das Fest der Juden stand nahe bevor." Entsprechend muss es in der Gegend Pilgergruppen in jeder Menge gegeben haben. Dies erklärt aber nicht nur die grosse Volksmenge, sondern zeigt auch den theologischen Zusammenhang des Wunders der Brotvermehrung mit dem Wunder der Heiligen Eucharistie. Die Wunder führen auf das eigentliche Ziel der Erlösungstat Christi hin: Von der Substanzverwandlung des Wassers in Wein zu Kana über die Speisung der 5000 bis zum letzten Abendmahl, wo Er nicht nur die Substanz von Brot und Wein in die Substanz Seines Leibes und Blutes verwandelt, sondern auch vermehrt und den Aposteln reicht; von der Erweckung des Jünglings in Naim über die Auferweckung des schon stinkenden Lazarus bis zu Seiner eigenen Auferstehung zu Ostern. Zu gross sind diese Wunder, als dass man sie ohne wunderbare Einleitung aufnehmen könnte. Der Herr verlangt von uns keinen blinden Glauben. Er hasst die Leichtgläubigkeit, *credulitas*, ebenso, wie den Unglauben, *infidelitas*.

Um zu unterstreichen, wie gross dieses Wunder ist und Der, Der es wirkte, präzisiert Johannes die Aussage des Matthäus, wonach die Apostel Ihn bitten, die Leute zu entlassen, damit sie in der Gegend zu essen fänden (Mt. 14:15). Er stellt Philippus auf die Probe: "Wo sollen wir die Brote kaufen, damit diese alle zu essen bekommen?" Er selbst aber wusste "was er zu tun im Sinne hatte". Warum dieser Apostel? Johannes antwortet (14:8f.): "Das sagte Philippus zu ihm: Herr, zeige uns den Vater und es genügt uns. Jesus sagte zu ihm: Schon so lange Zeit bin ich bei euch, ohne dass du mich erkannt hast, Philippe? Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen. Wie kannst du sagen: Zeige uns den Vater?"

Philippus war offenbar ein wenig dumpf. Wohl wusste er zu diesem Zeitpunkt schon, dass Jesus Gottes Sohn ist, sah aber noch nicht den göttlichen Sohn. So sucht also Jesus ihn aus. Warum aber eine Probe? Jesus muss die Wichtigkeit dieses Wunders hervorheben, indem Er die Ausgangslage unterstreicht: 5000 Männer mit Frauen und Kindern zusätzlich und fünf Brote und zwei Fische, knapp für die Apostel, nichts für die Menge.

Jesus weiss was Er tut. "Veranlasst die Leute, sich zu lagern." Da war viel zu organisieren. Wer einmal in Rom 4000 Personen die Heilige Kommunion auszuteilen mitgeholfen hat, weiss, was das bedeutet (und von dem, was schändlicherweise in den Papstmessen geschieht, soll gar nicht die Rede sein). "Und da

gebote er ihnen, sie sollten alle sich auf das grüne Gras niedersetzen lassen nach Abteilungen. Und sie lagerten sich reihenweise zu hundert und zu fünfzig" (Mk. 6:39f.). Hier ist einer der Ursprünge der Liturgie. Sowohl die Modernisten, die an ein spontanes Versammeln glauben, als auch die Spinner, die glauben, der Heilige Geist hätte zu Pfingsten dem Petrus ein *Missale Romanum* überreicht, verstehen nicht, dass die Liturgie in die Uroffenbarung zurückreicht, ebenso wie in den Hausverstand im Umgang mit Menschen.

Jesus wollte Tumulte vermeiden, und Seine unvergleichliche Autorität ermöglicht es den Aposteln, die Menge zu ordnen. Jesus sagt Dank (*elevatis oculos, tibi gratias agens!*) und verteilt Brot und Fisch an die Apostel, die es weiterverteilen. Jesus dachte gar nicht daran, den Anwesenden, unter denen sicher viele Arme waren, den Genuss zu verderben. So ist Er nicht, dass Er eine herrliche Welt schafft und dann sagt: "Habt keinen Anteil daran!" Nicht von der Welt sollen wir sein, aber in ihr. Und so verteilt Jesus "ebenso auch von den Fischen, soviel sie wollten". So mancher wird an diesem Nachmittag (das ist die Bedeutung des Wortes "Abend" bei Matthäus) besser gegessen haben als in Monaten! Der Herr zeigt hier zwei Prinzipien: Erstens, dass die Mission das wichtigste ist, denn es sind die Apostel, die Ihn bitten, die Leute nach Hause zu schicken, zweitens, dass die Gnade die Natur voraussetzt und nicht umgekehrt: Wenn 5000 hungrige und daher müde Menschen ihm zuhören, dann hören sie nicht zu. Wenn sie aber gesättigt, ruhig und zufrieden sind, dann sind sie offen für die Sensation der Worte Jesu und Seiner Wunder. Alleine die Tatsache, dass die Leute Ihm folgen, ohne über ihr Essen nachzudenken, zeigt Jesus, dass sie das verstanden, und so gibt Er ihnen, was sie brauchen und das in der Fülle. Es soll den 5000 zeigen, dass der Herr alles gibt, wenn man zuerst bereit ist, seine Pflicht zu tun, nämlich das Reich Gottes zu suchen.

"Sammelt die übriggebliebenen Brocken, damit nichts verloren gehe." Gemäss der rabbinischen Vorschrift lässt Jesus alles einsammeln, was mindestens Olivengrösse hatte, und es sind zwölf Körbe. Einen deutlicheren Hinweis auf das Abendmahl kann es wohl nicht mehr geben!

"Das ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommen soll," sagen sie und zitieren mehr oder weniger bewusst den Moses im Buch Deuteronomium (18:15,18). Der Schluss der Menge geht aber fehl. Wohl erkennen sie die Auserwähltheit Christi, aber es entgeht ihnen Seine wahre Mission. Nicht, um König Israels zu werden, ist Er gekommen, sondern um die Menschheit zu erlösen. In dem Moment, wo Er bemerkt, dass sie ihn zum König machen wollen, würgt er diesen Revolutionsversuch im Keime ab, indem er sich "wieder" auf den Berg zurückzieht. Wie Er das angesichts einer solchen Menge schafft, unterlässt der Evangelist zu erzählen, aber entsprechend der vorher gezeigten Autorität über die Menge und angesichts Seiner göttlichen Kräfte, kann man auch diese Unterlassung nicht wirklich als eine solche einschätzen.

Man kann in den anderen Evangelien sehen, dass Jesus sich auch deswegen zurückzog, um den Aposteln eine Ruhepause zu gewähren. Jesus ist kein moderner Fanatiker und erwartet von Seinen Treuen nicht, dass sie bis zur völligen Erschöpfung kämpfen. Wohl waren sie alle zum Martyrium ausersehen, aber eben nicht aus blinder Ergebenheit (*Quo Vadis?*), sondern aus Liebe und Hingabe. Man kann Liebe und Hingabe nicht erzwingen, indem man den Untergebenen schindet, im Gegenteil! Jesus zog sich zurück, um Selbst alleine zu sein. Er brauchte die Ruhe und das Gebet, denn noch war Seine Stunde nicht gekommen, zu sterben.

Monatsbrief zum Passionssonntag

Jo. 8:46-59 (Nr. 5, 6. April 2003)

Das heutige Evangelium ist eines der bedeutendsten überhaupt, denn Christus gibt hier klares Zeugnis für Seine göttliche Natur, indem er den Namen Gottes, *EGO SUM*, ICH BIN, mit sich identifiziert: "Bevor Abraham ward, ICH BIN." Dennoch ist das nicht die einzige Lehre in diesem etwas längeren Zitat aus Johannes, vielmehr wird hier eine der schwierigsten Fragen der heutigen Zeit beantwortet:

Wie ist es möglich, dass über dreitausend (!) Bischöfe den angeblichen Lehren des angeblich ökumenischen Konzils von 1962-1965 folgen und damit offensichtlichen Widersprüchen zum Evangelium und der Lehre der Kirche, ganz zu schweigen von ihrer Duldung, Förderung oder sogar Mitarbeit an einer stets wachsenden Zahl schauerlichster Sakrilegien wie der Handkommunion, der Interkommunion, der Kommunion an Tieren, der Weihe von praktizierenden Homosexuellen oder Protestanten etc? (Dies und einiges mehr kann ich nachweisen). Wie ist es möglich?

Einige, wenige und wahrscheinlich hochintelligente Bischöfe wissen, dass sie versuchen, die Kirche zu zerstören und sie *wollen* es. Alleine die Tatsache, dass schon Papst Leo XIII. einen Staatssekretär hatte, der Freimaurer war und dass einer der nachkonziliaren Staatssekretäre am Totenbett die Sakramente verweigerte, beweist diese Bereitschaft, dem Satan zu dienen.

Andere Bischöfe – und es sind viele – sind schlicht und einfach zu dumm oder zu ungebildet, um die Widersprüche zu sehen und die Veränderung der ewigen Wahrheit für unmöglich zu halten. Ich kann nach fünfzehn Jahren in Rom die reiche Anzahl an Bischöfen, die unglaublich dumm sind, aus persönlicher Erfahrung bestätigen. Das ist so offenkundig, dass ein ehemaliger Sekretär des Obersten Tribunals der Apostolischen Signatur mir selbst die Scherzfrage stellte: "Quid requiritur ad episcopatum" (Was wird für das Bischofsamt benötigt?) und unmittelbar hinzufügte: "Respondeo: nihil" (Ich antworte: nichts). Ein Kardinal, für den ich eine kurze Zeit lang arbeitete, kam eines Tages düsterer Stimmung in sein Büro, und ich fragte ihn nach dem Grund. Er erwähnte die Kardinalskommission, an der er gerade teilgenommen hatte und mit seinem Gesicht in den Händen jammerte er: "Die wissen nichts, nichts wissen sie." Kardinäle! Dennoch ist so mancher von ihnen ehrlich, fromm und sogar in gewisser Hinsicht – Ignoranz ist selten völlig unschuldig – heiligmässig.

Was ist aber mit den Bischöfen, die weder wissentlich und willentlich dem Bösen dienen, noch dumm oder ignorant sind, also mit jenen, die die Widersprüche – in verschiedenem Masse – sehen, aber einfach weitermachen, ohne deshalb die Kirche zerstören zu wollen?

Das heutige Evangelium erklärt am Beispiel der Pharisäer dieses Phänomen genau:

"Wenn Ich euch die Wahrheit sage, warum glaubt ihr Mir nicht? Wer aus Gott ist, hört auf Gottes Wort; darum hört ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid."

Was ist die Bedeutung dieser Worte? Ganz offensichtlich meint Christus hier nicht die Freundschaft Gottes, die sich ausschliesslich aus dem Gnadenleben ergibt, das es zu diesem Zeitpunkt noch nicht gab, jedenfalls nicht im sakramentalen Sinne. Wer ist dann aus Gott? Wer auf Gottes Wort hört, sagt Christus, aber warum? Auf welche Eigenschaft Gottes bezieht sich dieses Wort?

Um diese Frage zu beantworten, können wir nicht die absolute Einfachheit Gottes, die in Seinem eigentlichen Namen ICH BIN *vollständig* erklärt ist, wir müssen auf die, uns zuliebe geäusserte Beschreibung der einzelnen – in Gott identischen – Eigenschaften zurückgreifen: Bevor wir den ganzen Katechismus durchgehen, sei – vereinfacht – gesagt: Von den vielen Eigenschaften Gottes bezieht Christus besonders drei auf sich. Er sagt nicht: "Ich bin die Einfachheit," "Ich bin die Vollkommenheit" oder "Ich bin die Gutheit." Er sagt dies auch nicht – um die Reihenfolge des Thomas Aquinas zu wahren – über Seine Unendlichkeit, Unveränderlichkeit, Ewigkeit, Einheit, Allwissenheit, Gerechtigkeit und

Barmherzigkeit, wohl aber sagt Er: "Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben" (Jo. 14:6). Natürlich ist Er das Leben, das alleine von Gott kommt und nur in Ihm erfüllt sein kann und Er ist der einzige Weg zu dieser Vollendung. Unsere Frage wird beantwortet mit dem Wort "Wahrheit". Gerade, weil Christus selbst die Wahrheit ist, so ist Sein Wort Wahrheit.

Das ist der springende Punkt! Die Bischöfe in der oben genannten und fraglichen Kategorie sind schlicht und einfach Menschen, denen andere Dinge VIEL wichtiger sind, als das Wort Gottes, die Wahrheit. Sehen wir als Beispiel doch den Fall Deutschland (es wäre übertrieben, alle Länder zu besprechen). Hier muss man einen wunden Punkt in der deutschen Christenseele ansprechen, nämlich die von Adolf Hitler erfundene Kirchensteuer, die er selbst bis April 1945 (!), obwohl als Kanzler von jeglicher Steuer befreit, eingezahlt hat. Diese Kirchensteuer, die ein gewaltiges Mindesteinkommen darstellt, erlaubt den Diözesen, Gehälter, Krankenversicherungen, Pensionen und Spesen zu sichern. Dies alleine garantiert wiederum beim Seminaristen – der um seine Zukunft besorgt ist – jene nötige Anpassung, die alleine aus den abstrusen Theorien modernistischer Theologen und dem zutiefst verwurzelten Unterbewusstsein, dass das Zweite Vatikanum "ein neues Pfingsten" war, eingehämmert wird. Die Pfarrpraxis mit ihrer "beruhigenden" Sicherheit und diversen menschlichen Eitelkeiten führt dann für die "Besten" zum Bischofsamt mit seiner politischen Macht, den verbesserten materiellen Lebensumständen und dem öffentlichen Ansehen. Welcher General oder Minister würde wohl sein Amt zur Verfügung stellen, weil er einem Befehl gehorchen soll, der gegen Gottes Wille ist??? Viele sicher nicht (der General wohl noch am ehesten).

Es ist eben ein schauerlicher Irrtum zu meinen, dass die Standesgnade die Natur ersetzen kann, wenn doch Thomas sagt: "Gratia praesupponit naturam" (Die Gnade setzt die Natur voraus).

Wenn man dann den Bischof fragt, warum die Seminare leer sind, die Kirchen immer leerer werden und der Glaube in Deutschland verloren ist, dann antworten sie: "So schlimm ist das auch nicht", "Das ist eben die heutige Zeit", "Der Heilige Vater weiss schon, was er tut", "Wollen Sie etwa die Weisheit des Zweiten Vatikanums bezweifeln?" Wären sie ehrlich, würden sie sagen: "Stimmt ja, aber deswegen gebe ich doch nicht meine Macht, meinen Palast, mein Prestige, mein Einkommen, meine Alters- und Krankenversicherung, vor allem aber meine Fernsehauftritte auf!"

Wenn man einmal drei Viertel seines Lebens in dieser Grundeinstellung verbracht hat, dann ist man für die Wahrheit kaum mehr offen. So waren die in ihrer Kaste und ihrer Macht verhärteten Pharisäer, so sind die Bischöfe heute:

"Wenn Ich euch die Wahrheit sage, warum glaubt ihr Mir nicht? Wer aus Gott ist, hört auf Gottes Wort; darum hört ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid."

Das ist aber nur der zweite Hauptgrund, denn schliesslich zeichnet sich der Katholik durch die LIEBE aus, damit auch durch die LIEBE zur Wahrheit:

"Und wenn ich die Gabe der Weissagung besässe und wüsste alle Geheimnisse samt aller Erkenntnis, und wenn ich allen Glauben hätte, so dass ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts" (1Cor. 13:2).

Nur aus dieser Liebe darf unser Interesse kommen: Wer Gott liebt, muss über Ihn nachdenken!

Monatsbrief zum Palmsonntag

Mt. 26; 27 (Nr. 17, 4. April 2004)

Die Leidensgeschichte des Herrn bedarf eines ganzen Predigtzyklus, und so wollen wir eines der ersten Themen herausnehmen: "Als Jesus zu Bethania im Hause Simons des Aussätzigen war, trat ein Weib zu ihm mit einem Alabastergefäß voll köstlicher Salbe und goss es über Sein Haupt aus, während Er zu Tische lag." (Mk. 14:3; Lk. 7:37-38; Jo. 12:3) Von Johannes erfahren wir, dass es sich um die Büsserin Maria Magdalena handelt (Jo. 11:2) und so war es auch Aufgabe der Frauen zu salben. Dass Christus, der Gesalbte des Herrn (*christos*) mit dem teuren und duftenden Nardenöl (Jo. 12:3) begossen wird, ist aber kein Luxus, sondern Ihm zukommende tiefste Symbolik:

Das Öl, ein Wort, das eigentlich nur dem Olivenöl zukommt, anderen nur durch Ähnlichkeit (*Summa Theologiae*, III, q.72, a.3, ad 3), steht für Christus, Der das Öl ist, Das der Vater ausgiesst, das Schöne, *pulchrum*, das den Duft Christi ausmacht: "Oh Gott sei Dank, der allzeit uns den Sieg verleiht in Christus und den Duft seiner Erkenntnis überall durch uns verbreiten lässt. Denn Christi Wohlgeruch sind wir für Gott bei denen, die Rettung finden und bei denen, die verloren gehen: Den einen ein Geruch des Todes, der den Tod bewirkt, und für die anderen ein Wohlgeruch des Lebens, welcher Leben schafft" (2Kor 2:14-16).

"Der Duft der göttlichen Salben ist keine Empfindung des Geruchssinnes, sondern einer intellektuellen, unmateriellen Fähigkeit, die mit dem geistigen Atemzug den Wohlgeruch Christi aufnimmt [...] dieser Duft ist ein unvergleichlicher Genuss, der alle uns bekannten Wohlgerüche übersteigt" (Gregorius von Nyssa, 1. Homilie zum Canticum, p. 44, 780, 782).

Dieser *odor*, dieser Duft, mit dem auch das Haus des Simon "erfüllt wird" (Jo. 12:3) war schon im Buch Exodus von grösster Wichtigkeit, so sehr, dass wir im Kapitel 30 eine genaue Instruktion für den Bau des Rauchaltars finden, sowie das Rezept für einen Vorläufer des Chrisamöles. Im Buch Sirach, 24, im Selbstlob der Weisheit, *sapientia*, wird der Vergleich zum Schönen und zum Wohlgeruch gezogen. Im *Canticum Canticorum*, im Hohen Lied steht: "An Wohlgeruch sind deine Öle einzig gut; dein Name selber aber ist das feinste Öl" (1:3). Die Taube kehrt zu Noe mit einem Ölblatt zurück (Gn. 8:11) und in der ganzen Antike war neben dem Lorbeer vor allem der Ölweig das Symbol des Siegers und des Friedens!

Christus entspricht aber auch der Olive selbst, die durch Sein Leiden gepresst wird und das Öl des Heiles aus sich fliessen lässt. Das Olivenöl ist ein uraltes Heilmittel (Mk. 6:13), zusammen mit Wein (Lk. 10:34), es lindert Schmerzen, heilt Wunden und es stärkt, was auch das Zeichen der Firmung ergibt. Öl zieht ein, was besonders symbolisch ist: Die Weihe mit dem Öl muss einziehen, wie Christus in den Menschen dringt.

Entsprechend repräsentieren die drei heiligen Öle der Kirche Christus: Das Katechumenenöl, das die Sinnesorgane des zu Taufenden für Christus öffnet, entspricht der Lehre Christi, das Krankenöl, das die Sünden tilgt, Seiner Barmherzigkeit und das konsekrierende Chrisam Seiner Liebe. Somit sind hier Christi Lehramt, Richteramt und Hirtenamt symbolisiert.

Das Katechumenenöl dient der Stärkung im Kampf gegen die Mächte Satans, die sich vor jeder Taufe (=Bekehrung) hervortun. Entsprechend steht dieses Öl auch für die Tugend des Glaubens. Nach altchristlicher Sitte müssen Apostaten nach ihrer Rückkehr zur Kirche gesalbt werden.

Das Krankenöl dient der Heilung, der Vergebung der Sünden und der *agonia*, dem letzten Kampf. In der schon im Jakobusbrief erwähnten Krankensalbung, also der letzten Ölung (Jk. 5:14) findet sich das Bild der Tugend der Hoffnung, die Hoffnung auf Heilung und Rettung.

Das Chrisamöl ist das Christus eigentlich ähnliche und dient der Heiligung, der Konsekration. In das Olivenöl wird Balsam gemischt, in der Ostkirche bis zu weitere vierzig Gewürze und Harze. Der Sinn des Balsams, einem Harz eines arabischen oder westindischen Strauches ist, wie das *Pontificale Romanum* sagt, die Wirkung der Gnade zu versinnbildlichen, welche die "Verwesung der Erbsünde tilgt und die Seele des Menschen mit dem reinen Wohlgeruche eines tugendhaften Lebens erfüllt."

Chrisam wird nach der Taufe zur Heiligung des Getauften angewendet, bei der Firmung, dem Weihesakrament und bei wichtigen Konsekrationen, wie der eines Messkelches. Es entspricht der Tugend der *charitas*, der Liebe, an der hauptsächlich die Heiligkeit gemessen wird. Nicht ohne Grund gibt es die Redewendung, dass jemand *in odore sanctitatis*, im Geruch der Heiligkeit stirbt. Bei vielen Heiligen war das wortwörtlich der Fall.

Wie der Duft der Rosen oder des Weihrauches, den man gerade in diesem Zusammenhang immer wieder feststellen konnte, so ist auch der Duft des *chrisma* das Sinnbild der Freude: "Du liebst das Recht, das Unrecht hassest du; darum salbt dich Gott, dein Gott, mit dem Öle der Freude, noch vor deinen Schicksalsbrüdern (Ps. 44:8; Hebr. 1:9).

Und wie der heilige Cyrillus von Alexandria sagt: "Gesalbt ist er mit dem Öl der Freude, auf dass wir an die Gnade des Heiligen Geistes denken, die uns zum guten Eifer und zur beständigen Freude führte."

Gerade in diesem Ausspruch kehrt der Satz des Augustinus wieder: "... auch durch das Gefallen wirst du angezogen." Wie eben der Wohlgeruch anzieht, so zieht Christus an.

Wie dann kann das Öl für Christus Verschwendung sein?

Entsprechend sagt Er auch: "Denn Arme habt ihr allezeit bei euch, Mich aber habt ihr nicht allezeit. Wenn sie diese Salbe über Meinen Leib ausgoss, hat sie es im Hinblick auf Mein Begräbnis getan." Sie hat Seinen Leib "zum voraus für das Begräbnis gesalbt" (Mk. 14:8). Jesus referiert auf Seinen Tod, sein Begräbnis. Die in Ägypten übliche Einbalsamierung, ja Mumifizierung der Leichname war in Israel unbekannt, wohl aber die Salbung und Einhüllung mit Spezereien: "Sie nahmen den Leichnam Jesu und wickelten ihn mitsamt den Spezereien in Linnentücher ein, so wie es bei den Juden beim Bestatten Brauch ist" (Jo. 19:40; auch Mk. 16:1; Lk. 24:1).

Christi Hinweis auf die Armen, die es immer geben wird ist weniger ein Spendenaufruf, als die Ermahnung, dem Herrn das Seine zu geben, nicht nur am Sonntag, sondern auch zuhause. Magdalena hat eben nicht dem Judas das viele Geld für das Öl gegeben, das einen Preis hatte wie eine Pariser Parfum-Essenz, wo man für ein paar Unzen einen dreistelligen Betrag verlangt. Die Narde (*Nardostachys Jatamansi*) wurde und wird aus dem Himalaya importiert! Johannes versichert uns, dass es ein Fehler gewesen wäre, dem Judas, dem Kassier das Geld zu geben: "Warum hat man dieses Salböl nicht um dreihundert Denare verkauft und es den Armen gegeben?" So spricht Judas Iskariot. "Das sagte er indessen nicht, weil ihm an den Armen etwas gelegen wäre, vielmehr weil er ein Dieb war und die Kasse hatte und das was einging auf die Seite brachte" (Jo. 12:5-6). Die Ermahnung richtet sich an unser Gewissen: Für das Nachrichtenhören ist immer Zeit, für das Tischgebet auch? Der Fernseher ist abgestaubt, der Herrgottswinkel auch? Vor allem aber: Beim Geschäftsessen sind wir sauber und duften, im Sinne des heiligen Paulus auch?

"Wahrlich ich sage euch: Wo immer man in der ganzen Welt dies Evangelium verkünden wird, da wird man auch zu ihrem Andenken erzählen, was sie getan hat" (Mt. 26:13).

Monatsbrief zum Ostersonntag

Mk. 16:1-7 (Nr. 41, 16. April 2006)

"SURREXIT DOMINUS VERE, ALLELUIA." Der Herr ist wahrhaft auferstanden! Das ganze Christentum ist auf diesem Satz aufgebaut. Das Wissen um die Auferstehung des Herrn hat sich nicht erst allmählich gebildet, sondern umgekehrt, ist die Wurzel aller christlichen Verkündigung. Das älteste schriftliche Zeugnis dafür gibt Paulus in seinem ersten Brief an die Korinther (15:3ss.), den er im Frühjahr 57 geschrieben hat. Sogar das Wort "Auferstehen" ist im damaligen Kultur- und Religionskreis der Heiden völlig neu. Zudem war am Ostersonntag das Grab Christi leer, bezeugt von allen vier Evangelisten. Den heutigen Exegeten, die die Auferstehung als einen "nachösterlichen (!!!) Einschub" bezeichnen, ist wirklich jegliche Redlichkeit abzuspochen. Es gab damals schon mehr als fünfhundert Augenzeugen für das leere Grab (1 Kor. 15:6).

Sehen wir nun das eigentliche Evangelium des Ostersonntags.

Keiner der Evangelisten beschreibt die Auferstehung. Wie hätten sie auch können. Man kann hier den Illustrationsversuch des Filmes von Mel Gibson "The Passion of the Christ" durchaus ernstnehmen. Es ist logisch, dass die Auferstehung Christi nicht irgendein zeitraubender und mühsamer Vorgang war, wie denn auch, bei Gott? Dass der Auferstandene noch kurz, sehr kurz, dort im Grabe sitzt, bevor der Engel den Stein wegrollt und das, jetzt leere, Grabtuch noch in sich zusammenfällt, das kann ja nicht sehr viel anders gewesen sein. Was für ein unbeschreiblich herrliches Gefühl! Christus der Mensch, nie von Gott getrennt, immer die Zweite Person Gottes, aber nicht mehr im mühsamen irdischen Leben, schon gar nicht im Leiden oder im Tode, sitzt einen Moment auferstanden, perfekt und mit aller Macht im Himmel und auf Erden versehen, als der grösste Triumphator aller Zeiten in diesem Grab, um hinauszugehen in diese Welt für weitere vierzig Tage, bevor Er Seinen Platz zur Rechten des Vater einnehmen kann. Das Glücksgefühl in dieser, jetzt vollkommen gewordenen, menschlichen Natur muss unbeschreiblich gewesen sein. Fernab der stereotype Gedanke, dass Er ohnehin die selige Gottanschauung hatte, und somit alles andere unwichtig war. Gott ist unendlich viel grosszügiger: dieses Glücksgefühl kam auf der menschlichen Ebene noch hinzu. Kann etwas Gott hinzukommen? Nein, aber der Mensch Christus ist wirklich Mensch, hat also auch eine menschliche Seele! Das Wesen der Glückseligkeit im Himmel ist natürlich die selige Gottanschauung, aber der akzidentellen, der zusätzlichen, nicht wesentlichen Freuden, wird kein Ende sein!

Kein noch so glücklicher Mensch, im glücklichsten Moment seines Lebens, kann auch nur im Ansatz erahnen, was das für ein Gefühl sein wird, wenn die Geretteten am Jüngsten Tag mit ihren Körpern auferstehen. Da wir Gott ohnehin nicht begreifen können, sollte wenigstens das ein Etappenziel sein!

Wie der auferstandene Körper blitzschnell den Ort wechseln, durch Grabsteine und Türen gehen, essen und trinken und sich verstellen kann, das alles werden wir dann erfahren, hier kann man höchstens ein paar Theorien aufstellen. Uns bleibt als Tatsache im Moment nur, dass Er wirklich auferstand, aus Eigener Kraft und bevor der Engel den Stein wegschob.

Die Auferstehungsevangelien sind voller Widersprüche in den kleinen Einzelheiten, aber das ist leicht erklärbar. Zunächst bedeutet eine Erzählung in einem Evangelium nicht, dass NUR das Geschilderte stattgefunden hat. Wenn verschiedene Frauen zu verschiedenen Zeiten am Grab ankommen, dann waren halt nicht nur drei Frauen dort, sondern mehr. Na und? Wenn die Zeitangaben einander zu widersprechen scheinen, dann muss man bedenken, dass der antike Mensch nicht in einer mathematischen Reihe von 168:7:24 Stunden in der Woche dachte, sondern sich – was ja eigentlich natürlich ist – nach der Sonne richtete. Ausserdem wurde der Sabbat grosszügig gemessen, vom Sonnenuntergang am Freitag bis zum Sonnenaufgang am Sonntag. Allerdings konnte man am Abend des Sabbat, also Samstag abends, gegen

Sonnenuntergang allerlei Dinge kaufen, erstens war das zum Leben in einer eisschranklosen Zeit sehr nützlich und zweitens *no nebbich*, gut fürs Geschäft.

So kommt es also, dass sich drei Frauen, vor dem Sonnenaufgang, *valde mane una sabbatorum*, also sehr früh am Sonntag, dem Grab näherten, um den Leib des Herrn traditionsgemäss mit den am Vorabend gekauften Spezereien zu salben. Joseph von Arimathäa und Nikodemus waren nicht mehr dazu gekommen. Der Leichnam musste ja vor dem Beginn des Sonnenuntergangs weggeschafft werden. An einem siebenten April geht auch im Heiligen Land die Sonne nicht allzu spät unter.

Maria Magdalena, Maria Jacobi und Salome waren schon mutigerweise unter dem Kreuz dabei und so gehen sie auch diesmal mutig dem Hindernisse des Steins entgegen. Sie schrecken nicht zaghaft vor der ersten Hürde zurück, wie wir so oft, sondern vertrauen auf Gottes Hilfe in ihrem Werk der Liebe und Barmherzigkeit. Sie bekommen diese Hilfe, aber völlig anders als sie dachten. Wenn sich die Evangelien über Worte, Orte oder Anzahl der Engel widersprechen, dann dürfen wir nicht vergessen, dass Engel unmittelbare Ortswechsel durchführen können, die Worte von aufgeregten Frauen berichtet wurden und der Heilige Geist kein Pedant ist. Dies gilt auch für die widersprüchlichen Berichte, wer wann vor dem Grabe und innen wem begegnet ist. Verständlich. Die Verwirrung muss heillos gewesen sein. Alleine das Engelwort ist schon unerhört, im wahrsten Sinne des Wortes. Noch nie hatte jemand so etwas zu hören bekommen: "Er ist nicht da." Die einzigen Wohnungen auf der Welt, wo man, abgesehen von Verbrechern, immer sicher sein kann, dass der gesuchte Bewohner da ist, ist ein Grab. Die leuchtende Engelsgestalt lädt sogar ein: "Seht den Ort, wohin sie Ihn gelegt hatten." Es bedurfte nur eines Blickes nach rechts in der Grabkammer, wo jetzt ein leeres Tuch lag (mit einer Negativphotographie des Leichnams, hergestellt durch eine unbekannte Strahlung, entstanden durch den Prozess der Auferstehung. Wenn das nicht der Humor Christi ist, Er hinterlässt den stets skeptischen und meist obergescheiterten Wissenschaftlern ein bislang ungelöstes Rätsel als Memento...).

Der Engel spricht weiter: "Aber geht, sagt den Jüngern und dem Petrus, dass Er euch voraus nach Galiläa gegangen ist, dort werdet ihr Ihn sehen, wie Er euch gesagt hat."

Wie Er euch gesagt hat! Noch ist Christus unverstanden. Er hat es angekündigt, wieder und wieder, in Gleichnissen und direkt. Er hat das Wunder sogar Schritt für Schritt vorexerziert, vom Jüngling in Naim, bis zu Lazarus, der schon drei Tage dem Verwesungsprozess ausgesetzt gewesen war. Sie hatten das alles gesehen oder wenigstens gehört, aber einhellig bleibt ihr Unglaube und ihr Unverständnis. Christus wird sie deswegen auch "wegen ihrer Herzenshärte" im Evangelium der Himmelfahrt rügen, so wie er im Evangelium vom Weissen Sonntag den ungläubigen Thomas zurechtweist.

Man tut sich nicht schwer, hier an diesen rührenden Centurio (Hauptmann) zu denken, der – sinngemäss – sagt: "Ich bin ja gar nicht würdig, dass Du meinem Haus die Ehre gibst. Sag einfach ein Wort..." Auch aus dem heutigen Evangelium wird klar, warum Jesus diesen Centurio kommentiert mit den Worten: "Soviel Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." Denken wir daran, wenn wir das nächste Mal den Auferstandenen in der heiligen Kommunion empfangen: Wir zitieren vorher dreimal den Satz eines heidnischen, römischen Offiziers!

Monatsbrief zum Weissen Sonntag

Jo. 20:19-31 (Nr. 29, 3. April 2005)

"*Pax vobis*," sagt Jesus zu den Aposteln, wie der Bischof am Anfang der Messe: "Friede euch." Wohl war dies der normale Gruss damals, aber will dieses Wort, das sonst nur bei Lukas (24:36) vorkommt, in das richtige Licht setzen.

Die Apostel sind wieder im Abendmahlssaal, so muss man jedenfalls schliessen, nachdem sie sich zu späterem Zeitpunkt immer wieder dort treffen (Apg. 1:13). Untertags waren sie über ganz Jerusalem verstreut (Jo. 16:32). Die Jünger sind aus Emmaus wieder zurückgekommen (Lk. 24:33ff.), so fehlt nur Thomas. Am Abend fanden sie sich zusammen, und sie haben die Türen aus Furcht vor den Juden verschlossen. Der Plural weist auf eine verschlossene Haustüre hin. Die Apostel hatten allen Grund dazu, nachdem Christus ihnen die Verfolgung prophezeit hatte (Jo. 16:2) und die Hohenpriester ja auch schon mit dem Gedanken gespielt hatten, den Lazarus zu töten (Jo. 12:10).

Die Stimmung unter den Aposteln und Jüngern muss gedrückt gewesen sein. Zu dem Schamgefühl über ihre Verhaltensweise Jesu gegenüber gesellte sich die Angst vor den Juden, und ihr einziger Lichtblick war die Hoffnung, dass das, was die Frauen am Morgen und dann Petrus erlebt hatten, wahr wäre. Es schien kein schöner Abend zu werden, an diesem ersten aller Ostersonntage.

Plötzlich tritt Jesus in ihre Mitte. Die Apostel müssen ziemlich erschrocken sein, da doch alle Türen zugesperrt waren. Sein sofortiges "Fürchtet euch nicht..." unterlässt Johannes, der sich auf das *Pax Vobis* beschränkt. Hier bedeutet dieser Gruss eben mehr als sonst. Was hatte der Herr beim Abendmahl den Aposteln gesagt? "Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch" (Jo. 14:27). In diese gequälten Seelen soll der wahre Friede Christi Einzug halten, nicht der irdische Friede, der nie von Dauer ist und schon gar nicht der politische Friede, der nur ein kümmerlicher Waffenstillstand ist.

Noch sind die Apostel nicht überzeugt. Jesus zeigt ihnen sofort die Wundmale und dann lässt Er sich zu essen bringen (Lk. 24:41ff.). Endlich glauben sie und "nun freuten sich die Jünger, als sie den Herrn sahen".

Wiederum gibt Jesus ihnen den Frieden und fügt hinzu: "Wie mich der Vater gesandt hat, so sende auch ich euch." Das ist nicht einfach eine Bestätigung des schon vorher ausgesprochenen Auftrages, obwohl die angesichts der Zweifel, die sich in die Apostel über ihre Berufung eingeschlichen haben müssen, sehr zeitgerecht kam, sondern eine Erweiterung, damit der Osterfriede unter die düstere Menschheit getragen werden kann. Er vermittelt ihnen den Hauch des Heiligen Geistes und damit die Macht, in Seinem Namen die Sünden zu vergeben. Es handelt sich hier schlicht und einfach um die Einsetzung der Beichte. Zu diesem Thema wurden bereits tausende Seiten hochtrabenden Unsinn geschrieben, vor allem im 20. Jahrhundert, in denen man immer wieder versuchte, die Bedeutung dieser Worte abzuschwächen, zu verdrehen und wegzuerklären. Wieviel Zeit wurde hier verschwendet, statt dass man sie genutzt hätte, dieses Friedenssakrament zu predigen und zu spenden.

Auch ganze Bücher können es nicht ändern, dass Christus hier die Apostel mit dem Richteramt versieht, Sünden nicht nur vergeben, sondern auch behalten zu können. Dem kirchlich getrauten Geschiedenen, der wieder heiratet, die Sakramente zu spenden, ist ja nicht nur verboten, sondern Betrug, denn so wird ja auf den Empfänger noch mehr unermessliche Schuld geladen. Nicht alle Fälle sind so einfach, und so muss jeder Priester imstande sein, dieser Richtertätigkeit nachzukommen (oh, möchte Gott es nur geben...).

Wir sollten auch immer im Gedächtnis behalten, dass Christus das Beichtsakrament am Ostersonntag schon eingesetzt hat, um den Osterfrieden zu vermitteln. Möge sich doch der Klerus dies einprägen, denn jede Handhabung der Beichte, wenn absolviert werden kann, die statt Friede Bedrückung verursacht,

widerspricht dem Sinn und der Absicht Christi. Der Beichtstuhl ist der Ort, zum Kampfe aufzumuntern und Hoffnung zu spenden, nicht zur Apathie und Verzweiflung einzuladen. Deprimierende priesterliche Racheengel und Kleingeister, die, womöglich mit der Tabelle in der Hand, Absolutionen verweigern, waren schon oft der Auslöser für die Apostasie so vieler Katholiken. Jede echte Beichte ist eine Konversion. Den Konvertiten heisst man willkommen, man verjagt ihn nicht. Deswegen hat der Herr die Beichte am Abend nach der Auferstehung eingesetzt, am Tag des Herrn und der Osterfreude.

Nun fährt das Evangelium fort mit dem ungläubigen Thomas. Dieser Apostel muss offenbar die grüblerische und zweifelnde Natur des Pessimisten gehabt haben (Jo. 14:5), die Natur, nicht die Untugenden. Selbst seine Liebesbekundung ist entsprechend: "Gehen auch wir mit ihm zu sterben" (Jo. 11:16). Auch hier hat die Vorsehung Gottes diesen Zweifler erwählt, um das Argument zu entkräften, die Apostel wären leichtgläubig gewesen.

Nach acht Tagen also sind sie wieder "drinnen". Wir werden die Frage, ob das wieder der Abendmahlssaal war (was so zu sein scheint, da Johannes offenbar voraussetzt, seine Leser wissen es), kaum beantworten können, und es ist auch nicht wichtig. Wichtig ist, dass Jesus wieder bei verschlossenen Türen eintritt und dem Thomas den Sinn der Tugend des Glaubens erklärt.

Wir wollen uns auch hier nicht mit dem Unsinn, der über Christi "Scheinleib" oder gegen die Auferstehung geschrieben wurde, aufhalten, sondern nur feststellen, dass die perfektionierte Materie des achten Schöpfungstages eben nicht mehr den Gesetzen unserer Natur unterworfen ist.

Erstaunlich ist, dass fast alle Kirchenväter die nun folgende Aufforderung an Thomas, Seine Wundmale zu berühren, als Befehl nehmen, den Thomas dann ausgeführt haben sollte. Die Worte Christi Selbst aber widersprechen dem. Nachdem Thomas blitzartig angesichts der Evidenz seine Skepsis abgelegt hat und nur noch imstande ist zu sagen: "Mein Herr und mein Gott," sagt der Herr zu ihm: "Weil du mich gesehen hast, hast du geglaubt." Sollte ausgerechnet der präzise Johannes das Berühren vom Sehen nicht unterscheiden können? Bei allem Respekt dem heiligen Augustinus gegenüber, "vertritt" eben "der Gesichtssinn" nicht "sozusagen alle Sinne." Ist jede Aufforderung Jesu automatisch ein Befehl? Judas stand doch auch nicht unter dem Befehl, seinen Verrat zu begehen, und doch hatte Jesus gesagt: "Was du tun willst, tue bald" (Jo. 13:27). Ausserdem ist doch Thomas so vor Ehrfurcht ergriffen, dass er nur noch die anbetenden Worte sprechen kann und da soll er wie ein forschender Arzt berühren? Johannes hätte das mit Sicherheit auf eindeutige Weise beschrieben.

Wenn Thomas also sieht, warum spricht dann Jesus nach wie vor vom Glauben? Thomas sieht den verklärten Leib Desjenigen, Der am Kreuz gestorben war, Seine Gottheit ist nach wie vor Glaubenssache. "Weil du mich gesehen hast, hast du geglaubt." Johannes verwendet das Perfektum. Das griechische Perfektum bezeichnet den Zustand, der sich aus einer vergangenen Handlung ergibt. Folglich müsste der Satz heissen: "Weil du mich gesehen hast, bist du ein Gläubiger." "Selig die nicht sehen..." Damit meint Jesus all die, die Ihn nicht sahen und dem Zeugnis der Apostel glauben. Nicht die kritiklose Leichtgläubigkeit meint Christus hier, sondern den Glaubensgehorsam, der sich Gottes Auswahl der Wunderbeweise unterordnet und nicht willkürlich weitere Beweise fordert. Das ist auch der Sinn der letzten beiden Sätze dieses Evangeliums.

Monatsbrief zum zweiten Sonntag nach Ostern

Jo. 10:11-16 (Nr. 6, 4. Mai 2003)

"Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe." Das ist der wichtigste Satz des heutigen Evangeliums und leider ist seine Bedeutung vielfach in Vergessenheit geraten, sogar – und manchmal besonders – im Klerus!

Wer ist ein guter Hirt? Was ist ein Hirt? Jeder Papst, jeder Bischof und jeder Priester übt in verschiedenem Masse sein Hirtenamt in dreifacher Weise aus: Leitung, Lehre und Rechtsprechung. Diese Dreizahl ist der ganzen Schöpfung inne und entspricht wesentlich der Heiligen Dreifaltigkeit, Vater, Sohn und Heiligem Geist, man kann auch sagen: Hoffnung, Glaube und Liebe.

Das dem Schöpferwillen des Vaters am meisten entsprechende Amt ist das des Richters, das auch unter dem Begriff des Rächers im Alten Testament hervorgehoben – wenn nicht schon übertrieben – wird. Richter ist schon jeder einfache Priester im Beichtstuhl oder im Diözesangericht, um so mehr der Bischof, der Kardinal und der Papst. Die Bedeutung des Richteramtes besteht vor allem in der Beurteilung der Sünden, so im Beichtstuhl, wo ja auch entschieden wird, wer zur Herde gehört. Die von einem Richter verhängte Strafe hatte in der katholischen Kirche niemals den Sinn der Rache, sondern der Medizin: So hofft die Kirche – früher einmal zu recht, in jüngerer Zeit meist vergeblich – dass die Strafe, z.B. die Exkommunikation, den Täter, jeglichen Gnadenmittels beraubt, der Wüste des teuflischen Einflusses aussetzt und dies in der HOFFNUNG, dass er sich besinnt und reumütig zurückkehrt. Der Hirte weiss, dass der einzige Grund für die Bisse seines Schäferhundes die Sicherheit des Schafes in der Herde ist und dann erst die Bestrafung desselben.

Dem Logos, dem Verkünder im Neuen Testament, Christus, am meisten entsprechend ist das Lehramt. Sein Stellvertreter auf Erden übt daher das universale Lehramt aus (wenn er sich an die Tradition hält, denn sonst ist das ja sinnlos), die Bischöfe haben ihr ordentliches Lehramt in ihrer jeweiligen Diözese (sonst nirgends) und der einfache Priester nimmt daran teil: Er hat den Lehrauftrag und übt ihn richtig aus, wenn er nach seinem besten Wissen und Gewissen die Lehre der Kirche und dieser entsprechende theologische Erkenntnisse verkündet. Dieses Lehramt ist ungeheuer wichtig, denn es ist die natürliche Basis für den Glauben: Vergessen wir nicht, dass die Natur die Voraussetzung für die Gnade ist und nicht umgekehrt. Der Glaube ist ein Geschenk Gottes, aber der Glaube woran? In besseren Zeiten hat man deswegen die Kapitel im Katechismus auswendig lernen müssen – einschliesslich der wichtigsten lateinischen Gebete (o tempora o mores!) – denn ohne dieses natürliche Wissen hat der Glaube eine Grundlage aus Sand und ist allzuleicht Opfer von Neuerungen und den üblichen Einflüsterungen des Satans, der auch schon in Bayside durch eine Pseudomadonna mitteilen hat lassen, dass die UFOs Vehikel der Dämonen sind (!!!). Genau dieses Lehramt üben zuviele Priester schon seit langer Zeit nicht mehr als solches aus. Den Gläubigen einfach etwas vorzulesen, ist keine Ausübung des Lehramtes, was alleine schon die grossartige, inspirierte und – weil tief – schwer verständliche Enzyklika von Pius X. gegen den Modernismus beweist. Dieses Dokument muss man studieren, nicht vorgelesen bekommen. Das gleiche gilt für *Auctorem Fidei*, das von Pius VI. nicht nur für die Bischöfe, sondern *alle* Christgläubigen geschrieben wurde. Das schlechteste Beispiel gibt wohl jener Priester, der die Lehre selbst nicht verstanden hat und, wie es meine Mutter erlebt hat, auf deren Bitte, ihr den Heiligen Geist zu erklären, geantwortet hat mit einem herablassenden Lächeln: "Kinderl, mir wern doch net grübeln, wir glauben das." Ich habe kein Verständnis für Gläubige, die zu faul sind, den Katechismus selbst zu lesen und dann dem Priester seine kostbare Zeit mit den leichtesten Fragen rauben, ich habe aber auch kein Verständnis für Priester, die einen interessierten Gläubigen mit schwierigeren Fragen – wie meine Mutter – mit inkompetenten Ausreden loswerden wollen, statt einfach demütig zu antworten: "Gnädige Frau,

Ihre Frage überfordert mich, aber ich werde Ihnen bald dazu Rede stehen," was durch die diplomatischere Variante ersetzt werden kann: "Bitte, rufen Sie mich morgen an, im Moment kann ich nicht." Viele Priester haben selbst dafür nicht Zeit, aber sie werden, wenn sie ihr Lehramt ernst nehmen, wenigstens in Bälde eine entsprechende Lektüre empfehlen können. Das ist wichtig, denn ohne das natürliche Wissen, ist das Gottesgeschenk, das der GLAUBE genannt wird, sehr bald ein Ziel der Versuchungen des Zweifels, des Unglaubens, sowie des Aberglaubens, der Glaubensverirrung und der Leichtgläubigkeit. Der Hirte wird nicht zulassen, dass sein Schaf den Abgrund für Weideland hält!

Die wichtigste Aufgabe des Hirten aber ist das Amt der Leitung, das eigentliche – beim Bischof durch den Hirtenstab gekennzeichnete – Werk der Liebe und der Vaterschaft. "Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe." Das hat mit Zurechtweisen und Bestrafen, sowie mit Lehren und Korrigieren nicht so viel zu tun wie mit der Verteidigung gegen den bösen Wolf und zwar unter Einsatz des eigenen Lebens. Das ist der eigentliche Beweis der Liebe! Könnte ein Schaf reden, dann würde es den *guten* Hirten sicher nicht mit einem "Er bestraft mich, wenn es nötig ist," noch mit einem "Er bringt mir bei, was ich zu tun und anzunehmen habe" beschreiben, sondern mit der tiefstinneren Feststellung: "Er behütet und liebt mich und er kümmert sich um mich." Warum waren die Heiligen – trotz ihrer vielen Fehler – die besten Hirten? Weil Heiligkeit im Masse der Liebe definiert wird. Ein wunderbares Beispiel gibt hier wieder der hl. Pius X., der einen Missetäter unter den Seminaristen mit einem herzergreifenden Gesicht des Schmerzes zurechtwies und nicht mit abgelesenen Statuten. Er liebte *jeden Menschen*, der ihm begegnete, als Kaplan, Pfarrer, Domherr, Regens, Bischof, Patriarch, Kardinal und Papst, er liebte sie wirklich und – obwohl er keine Zeit hatte – hatte er Zeit für sie. Er starb als das erste Opfer des Ersten Weltkrieges, weil er wusste, was kam und sein Herz diese Qual – bei allem Opferwillen – physisch nicht mehr aushalten konnte. Er war nicht der Heilige, der der Menschheit entsagte und in die Einsiedelei ging, er war nicht der Heilige, der sein Leben lang schrieb (und Gott sei innigst gedankt für Thomas Aquinas!!!), er war nicht der Heilige, der sich geisselte und einen Gehorsam forderte bis in den Unverstand, Schwarz als Weiss zu erklären. Er war kein ständiger Wallfahrer, fanatischer Prediger, Vigilienschmachtender, mit Geißel, Bussgürtel und Hunger lebender Asket, der in beissender Kälte nur zwei Stunden schlief. Er wurde nur vierzig Jahre nach seinem Tode heilig gesprochen (was 1954 noch etwas bedeutete), schlicht und einfach, weil der brillante Sonnenschein seiner Liebe alle anderen Übungen über- und wegstrahlte und somit den Kern und das innere Feuer des wahren guten Hirten – fast schon im Sinne des Märtyrers – beZEUGTE.

Ihm entsprach – in einem ähnlichen Ausmasse – noch ein zweiter in diesem Jahrhundert. Als der Modernismus in den pseudokirchlichen Dokumenten des scheinbar ökumenischen Konzils von 1962-1965 niedergeschrieben wurde und verzweifelte Seminaristen der ältesten – wenngleich manchmal senilen – Tochter der Kirche ihn um Hilfe baten, da gab er auch jeden Gedanken an Pension auf, er der ermüdete und erfolgreichste Missionar der Geschichte Afrikas, der päpstliche Thronassistent und ehem. Erzbischof von Dakar, ehem. Generaloberer der Väter vom Heiligen Geist und Erzbischof von Tulle, der angebliche Rebell, Erzbischof Marcel Lefebvre – einer der letzten wirklich guten Hirten der Kirche, der uns kannte. Hoffentlich kennen wir ihn!

Monatsbrief zum dritten Sonntag nach Ostern

Jo. 16:16-22 (Nr. 18, 2. Mai 2004)

"Noch eine kleine Weile und ihr werdet Mich nicht mehr sehen: und wieder eine kleine Weile und ihr werdet Mich wiedersehen, denn ich gehe zum Vater" (Jo. 16:16). So spricht der Auferstandene zu den Jüngern und sagt seine Himmelfahrt und Sein Wiederkommen sowohl in der Kirche als auch beim Jüngsten Gericht voraus. Verständlich, dass die Zuhörer Ihn nicht verstehen, denn wer weiss schon um den Zeitbegriff Gottes?

Gott ist der Herr der Zeit, ihr Schöpfer und ihr Erfinder. In der Ewigkeit läuft nichts ab, vergeht nichts. Es gibt kein Gestern und kein Morgen und eigentlich auch kein Heute, nur das ewige Nun, das *nunc*.

Aber der Begriff Ewigkeit kennt auch seine Unterscheidung: "Die Ewigkeit im wahren und eigentlichen Sinne kommt nur Gott zu, in der Teilnahme aber den verschiedenen auf verschiedene Weise" ("Aeternitas proprie et vere convenit soli Deo, sed participative convenit diversis diversimodo." *Summa Theologiae*, I, q.10, a.2, 3, o.). Wir nehmen ja auf unsere Weise an der Ewigkeit teil, nämlich seit unserer jeweiligen Empfängnis, also mit Anfang, aber ohne Ende, denn "Nichts ausser Gott, war aus der Ewigkeit" (I, q.10, a.3, o.).

"Die Ewigkeit schliesst das Prinzip der Dauer aus, nicht aber das Prinzip des Anfangs [der Herkunft], daher kann auch etwas, das von etwas anderem ist, ewig sein" ("Aeternitas excludit principium durationis, non autem principium originis, ideo aliquid, quod est ab alio, potest esse aeternum." I, q.42, a.2, ad 2.) Alles, was nicht Gott ist, die Engel, die Menschen, ja die menschliche Natur Christi, entsprechen diesem Prinzip.

Die Engel aber sind seit immer, nicht von Ewigkeit an, sondern vor aller Zeit (I, q.46, a.3, ad 1), sie stehen über der Zeit (I, q.61, a.2, ad 2), aber nur ihre selige Gottanschauung ist in der Ewigkeit, ihr Sein und ihre Substanz ist im *aevum* (I, q.10, a.5, ad 1). Dieses *aevum* ist nur eine Teilnahme an der Ewigkeit, es ist ein "Mittelding zwischen der Ewigkeit und der Zeit, denn die Zeit hat ein Vorher und ein Nachher, es misst also die veränderlichen Dinge, nicht aber das *aevum*, es ist nur mit ihr verbunden, die Ewigkeit gar nicht" ("Aevum est medium inter tempus et aeternitatem, quia tempus habet prius et posterius id est mensurat mutabilia, non autem aevum, sed coniungitur eis, non autem aeternitas. I, q.10, a.5, o.). Damit kommen wir zum Mass der Zeit. Die Ewigkeit ist eigentlich ohne Mass, das *aevum* damit verbunden und die Zeit ist der Fluss: Die Bewegung ist die bewegliche Veränderung gemäss verschiedener Wo, die Zeit aber ist der Fluss des Nun, *nunc*, selbst... ("Motus est alteratio mobilis secundum diversa ubi, sed tempus est fluxus ipsius nunc, secundum quod alteratur ratione." I, q.4, a.10, ad 2).

"Nichts ist aus der Zeit, wenn nicht ihr Moment" ("Nihil temporis est, nisi instans eius." I, q.46, a.3, ad 3). Das ist der Zeitbegriff Gottes: Die ganzen Milliarden Jahre (die schon so mancher auf Fünftausendwasweissichwas verkürzen wollte, sie sind in Gott nur ein *instans*, ein Moment, denn die Ewigkeit ist etwas, was wir (noch) nicht haben können: "Die Ewigkeit des unauslöschlichen Lebens, alles auf einmal und die perfekte Beherrschung" ("Aeternitas est interminabilis vitae, tota simul et perfecta possessio (I, q.10, a.1, o.).)

Unser Herr spricht also von zehn Tagen bis Pfingsten, in denen die Apostel warten müssen, dann, um das Beispiel des Petrus zu nehmen, vierunddreissig Jahren bis zu dessen Kreuzigung, beziehungsweise wenig mehr als zwei oder drei Jahrtausenden bis zum Jüngsten Gericht. Es ist doch nur Zeit! Ein Augenblick vor Gott. Nur uns zuliebe sagt Christus überhaupt *modicum*, ein wenig.

Das Beispiel der schwangeren Frau zeigt uns den ganzen Sinn der Wartezeit: Aus dem Leid wird Freude! Und genau da sollten wir uns eine Gewissensfrage stellen: Wie sehr ist dieses Warten auf Christus für uns überhaupt Leid? Haben wir nicht stets "dringendere" Erwartungen? Können wir behaupten, Christus

wirklich zu lieben, wenn unser Warten auf den Himmel nicht wirklich Leid ist? *Inquietum est cor meum, donec requiescat in te*, sagt der heilige Augustinus: *Unruhig ist mein Herz, bis es in Dir ruht!* —

Heute commemorieren wir auch den heiligen Athanasius, der am 2. Mai 373 den ewigen Lohn für seine Treue erhielt. Er rettete die Kirche in der vielleicht schlimmsten Krise vor dem vatikanischen Pseudokonzil.

Der Priester Arius, schon früh in Schisma und Häresie verwickelt, lehrte, dass nur der Vater alleine der ungezeugte Urgrund ist. Der Sohn aber ist gezeugt und daher nicht aus der Ewigkeit, daher auch nicht eines Wesens mit dem Vater, sondern nur aus dem Willen des Vaters geworden und somit Geschöpf. Der Zweck des Sohnes liegt in der Weltschöpfung: Weil der höchste Gott ohne Mittelwesen nicht schaffen konnte, brachte er zuerst den Logos hervor. Gleich bei der Schöpfung erhielt dieser die Herrlichkeit des Vaters und die Schöpferkraft, er erscheint als unwandelbar, als voller Gott, letzteres aber nur insofern, als er durch die Gnade des Vaters angenommen worden war. Soweit die Hauptthese, aber nicht einmal die konnte er halten: An anderer Stelle lehrt Arius, dass der Sohn veränderlich, vom Vater völlig verschieden ist und mit göttlicher Würde nur deshalb ausgezeichnet worden war, weil der Vater von Anfang an wusste, dass er gut bleiben würde.

Die Bedeutung des Konzils von Nicäa (325) liegt in der Verdammung dieser wirren Thesen. Leider war Kaiser Konstantin nicht fest genug, um am Konzil festzuhalten und bereits im Jahre 328 durften die gebannten häretischen Bischöfe zurückkehren. Wie jeder primitive und "leicht verständliche" Irrsinn, war auch der Arianismus im Klerus und im Volk sehr erfolgreich, womit die Leidensgeschichte des Athanasius begann. Fünfmal wurde er verbannt, siebzehn Jahre verbrachte er in den Exilien. Der Kaiser versuchte mit allen Mitteln, die Häresie durchzusetzen. Wie jede häretische Bewegung und jede Unsinnsmode, spaltete sie sich in mehrere Gruppen, die sich wiederum untereinander bekriegten. Erst 366, sieben Jahre vor seinem Tode, konnte Athanasius in seine Diözese zurückkehren.

Der Heilige ist dogmengeschichtlich bedeutend als Widerstand gegen die rationalisierende Theologie des Arius und Apollinaris, denen gegenüber er entschieden die kirchliche Tradition verteidigte und sogar wissenschaftlich zu begründen versuchte. Athanasius schrieb Bücher, Briefe und *orationes*, Reden. Sie sind schwer zu zählen, da bei vielen Werken die Echtheit umstritten ist, wobei immer noch sehr viel bleibt. Indem Athanasius die angegriffenen Glaubenssätze in Zusammenhang mit dem Ganzen der christlichen Lehre setzte und den Glauben der Vernunftkenntnis voranstellte, hat er zugleich für alle wichtigeren Glaubenssätze, namentlich aber für die Trinitätslehre und Christologie, inhaltlich wie methodisch die spekulativen Grundlagen gelegt. Er wird mit Recht der Vater der wissenschaftlichen Theologie genannt. Der wichtigste Aspekt in der Kirchengeschichte ist wohl, dass er fast der einzige war, der die Kirche aufrecht erhielt, eine uns wohl bekannte Parallele zu Erzbischof Lefebvre.

Durch Verfolgung, Exil und Lebensgefahr hindurch hielt er an der Wahrheit fest, gegen fast alle anderen, Kaiser und Papst, Bischöfe und Priester, Männer und Frauen. In einer Zeit, in der die Leute sich vom Fernsehen vorschreiben lassen, was sie zu denken haben, ja sogar, was sie anzuziehen und zu essen haben, ist sein Beispiel notwendiger denn je. Nur tote Fische schwimmen mit dem Strom, wir hoffentlich nicht.

Monatsbrief zum fünften Sonntag nach Ostern

Jo. 16:23-30 (Nr. 30, 1. Mai 2005)

Dieses Evangelium beginnt mitten in Satz 23 des 16. Kapitels im Johannesevangelium, was selten vorkommt, aber den Satzzusammenhang wahrt, sintemal der erste Satzteil deutlich in den vorhergehenden Kontext gehört.

Die trostreiche Verheissung Christi an diesem Sonntag leitet die folgenden Bitt- und Bettage ein, die das Fest der Himmelfahrt einläuten, leider aber aufgrund der Verstopfung des liturgischen Kalenders mit unzähligen Heiligenfesten selten gefeiert werden, obwohl das mindestens in Heiligtümern, in denen mehr als ein Priester am selben Tag die Messe liest, geschehen müsste. Es sind weniger die Prozessionen der Volksfrömmigkeit (Gott möge sie erhalten!) als diese Messen, die zusätzlich das heutige Evangelium erklären und in ihrer violetten Farbe zur rechten Gesinnung auffordern. Wenn wir auch allzu oft vergessen, dass das Dankgebet nach dem Lobgebet das höchste ist, wie die Eucharistie (=Danksagung) höher steht als die Bittprozession, so zeigt uns die Kirche an diesen vier Tagen doch die Bedeutung des Bittgebetes und sogar seine, von Christus erklärte, Notwendigkeit.

Jesus bezieht Sich in dieser Abschiedsrede auf die Zeit nach Seiner Auferstehung, und so erklärt Er, dass auch die Gebete zum Vater – Er Selbst lehrt uns ja das Vaterunser – in Seinem Namen erhört werden. Dies sagt er im Hinblick auf Seine bevorstehenden Verdienste durch Sein Leiden und Seine Kreuzigung, aber auch Seiner Vollmacht nach der Auferstehung.

Bisher war das ja noch nicht möglich, denn die Erlösung ist ja zeitlich noch in der Zukunft, wenngleich in den nächsten Tagen. Jetzt aber sollen sie es mutig tun: "Bittet und ihr werdet empfangen, damit eure Freude vollkommen sei." Es ist wieder die Osterfreude, von der der Herr spricht, eine Freude die in der Gnade wachsen soll, bis zur Vervollkommnung im ewigen Leben. Der wahre Christ ist sowohl im persönlichen Leid, als auch im Mitleid mit anderen und dem Entsetzen über das, was die Welt heute ist, fröhlich, denn er weiss um den unausweichlichen Sieg Christi und den Triumph des Unbefleckten Herzens, den die Muttergottes aus der Weisheit Gottes, begleitet von einem der spektakulärsten Wunder der Kirchengeschichte, prophezeit hat.

Das düstere, freudlose und verbissene Endzeitchristentum so vieler Katholiken heute ist eben nicht, was Christus im Sinne hat. Man erinnere sich an das Evangelium vom Aschermittwoch! Der sensationshungrige, Skandale sammelnde, alles beklagende, alles kritisierende, alles besser wissende Besucher der letzten katholischen Kirche der ganzen Welt kann gar kein wirklich lebendiges Gnadenleben führen, trotz Beichte, Kommunion, Beichte, Kommunion, Beichte, Kommunion..., denn die Fröhlichkeit ist ein Resultat des Friedens und der Friede kann nicht in einem unruhigen Geist wohnen. Wir müssen auf den Himmel ausgerichtet sein, dort ist das Lachen (*risus erit in beatis*, das Lachen wird in den Seligen sein: Thomas Aquinas, *Quol.*, 11, 6, 1m), nicht auf die Welt, wo es immer mehr Heulen und Zähneknirschen als Vorgeschmack auf die Hölle gibt.

Damit ist Christi Abschiedsrede beendet und auch Sein Sprechen in Gleichnissen. Nicht nur dem Volk gegenüber und den Pharisäern, sondern auch den Aposteln gab Jesus Zeugnis des Vaters in Gleichnissen. Dem Volk gegenüber erzählte Er Geschichten, die eine tiefe Wahrheit ausdrücken, den Aposteln gegenüber eher kurze Vergleiche (Jo. 15:1ff.; 16:21). Er spricht mehr in Bildern als in Geschichten, so bei der Verkündung der Ankunft des Heiligen Geistes (14:23). Christus spricht nicht in Gleichnissen, weil er etwa Idioten vor sich hätte, auch nicht, weil die aramäische Sprache des Abstrakten nicht so mächtig wäre wie Griechisch und vor allem Latein, sondern weil sich viele der übernatürlichen Wahrheiten nur in Gleichnisform einigermaßen verstehen lassen. Zum Volk hat er in Gleichnissen geredet, weil es "jenen nicht gegeben ist" zu verstehen (Mt. 13:10ff.), hier aber spricht Er nicht von – für die Apostel

verständlichen – Tugenden und Untugenden, sondern von Dingen, die wir, trotz Thomas Aquinas, erst im Himmel wirklich verstehen werden – so möglich.

Was ist nun jene Stunde, da Er nicht mehr in Gleichnissen, sondern unverhüllt sprechen wird? Der manchmal merkwürdige Umgang mit dem Wort Stunde, wie er sich im Alten und im Neuen Testament findet, liesse die Schlussfolgerung zu, dass er Sein zweites Kommen meint, am Jüngsten Tag. Dagegen spricht aber Vers 26. Nach dem Jüngsten Gericht werden wir um nichts mehr bitten müssen. Wenn damit vielleicht auch nicht der Ostertag gemeint ist, so doch mindestens Pfingsten, der Geburtstag der Kirche.

Die offenen Worte spricht Christus auch nach der Auferstehung, "indem er mit ihnen über das Reich Gottes" redet (Apg. 1:3) noch nicht immer, so lässt Er den Petrus den dreifachen Verrat mit der dreifachen Frage nach seiner Liebe büßen: "Weide meine Schafe." Vielleicht meint Christus das innere Vermitteln der sprachlich unbegreiflichen Gotteskindschaft der Apostel durch Seine Erlösungsverdienste. Es dürfte sich gar nicht um sprachliches Verkünden handeln, denn auch zu Pfingsten wurden die Apostel wortlos erleuchtet, wonach sie so viele Ereignisse und Worte Christi verstanden.

Durch Christi Verdienst wurden die Apostel Kinder des Vaters und können in Seinem Namen den Vater direkt anflehen, "denn der Vater selbst liebt euch, weil ihr mich liebt und geglaubt habt, dass ich von Gott ausgegangen bin." Auch hier verwendet Johannes das griechische Perfekt, womit der Satz kaum mehr auf Deutsch volle Bedeutung haben kann. Man müsste die Gegenwartsform hinzufügen, womit es nicht mehr wörtliche Übersetzung wäre. Manchmal kann man substantivisch übersetzen, aber gerade für die Tugend der Liebe nur unpassend. Jedenfalls ist es dieser Zustand des Glaubens und der Liebe, durch den sie Kinder des Vaters sind, da sie ganz in Seinem Sohn aufgehen.

Das heisst nicht, dass Christus nicht mehr für uns eintritt, im Gegenteil, es ist nur für an den Vater gerichtete Gebete nicht mehr Seine Vermittlung nötig. Als Seine Kinder können wir uns also direkt an den Vater richten. Wir danken Gott – hoffentlich! – für die Wohltaten, die Er uns erweist. Wie oft haben wir Ihm dafür schon gedankt?

Jetzt spricht Christus ein wahrhaft offenes Wort: Ich bin vom Vater ausgegangen und in die Welt gekommen. Nun verlasse ich die Welt wieder und gehe zum Vater." In Ewigkeit IST Er beim Vater, weswegen auch Sein Erdenleben bald zu Ende gehen muss, damit Er dorthin kommt, wo Sein Ziel ist. Hier müssen wir in unser Gewissen schauen und prüfen, wie oft, wenn schon nicht ununterbrochen, wir uns dessen eingedenk werden, dass genau das unser Ziel ist; denn unsere Seele kommt ja von Gott, weswegen unser Ziel auch nur Gott sein kann, die *causa finalis* unseres Lebens, also die Zweckursache. Für den Heiden ist das Leben alles, für den Christen nur ein Wartesaal im Bahnhof zum Himmel, erster Klasse für den fröhlichen und dankbaren oder zweiter Klasse für den weniger dankbaren und finsternen Charakter. Wachsam müssen wir alle sein, damit wir diesen Zug nicht verpassen, dessen Abfahrtszeit nur der Herr kennt.

Die Apostel reagieren freudig auf das offene Wort, vielleicht, weil Christus hier den Zusammenhang kurz und klar bringt. Der Mensch versteht nun einmal Dinge besser im Zusammenhang, da sein Verstand folgert, während der des Engels unmittelbar und vollkommen erfasst. Zudem ist in jedem Menschen der Glaube eine Folge von Ebbe und Flut. Hier haben die Apostel gerade Flut. Beten wir darum, dass wir sie immer haben!!!

Monatsbrief zu Christi Himmelfahrt

Mk. 16:14-20 (Nr. 42, 25. Mai 2006)

Der Herr rügt die Herzenshärte der Jünger. Erst kam Maria Magdalena mit der vom Engel im Grabe aufgetragenen Botschaft, aber sie glaubten nicht, dann erzählen die Emmausjünger (Ostermontag) ihre Botschaft, "aber denen glaubten sie auch nicht." So musste der Herr Selbst kommen.

Man sieht gut, wie Gott auf krummen Zeilen gerade schreibt. Die ersten Hohenpriester der katholischen Kirche mussten verschämt auf ihre eigenen Glaubensschwierigkeiten am Anfang zurückschauen. Genau hier hakt der Herr ein und gibt ihnen den Missionsauftrag für die ganze Welt. Der Ausdruck des Glaubens, der den Aposteln noch so sehr fehlte, ist die Taufe. Dieser Glaube, dessen Annahme oder Ablehnung über das ewige Schicksal eines Menschen entscheidet, wird durch entsprechende Zeichen bestätigt werden. Diese Zeichen werden allerdings nur denen gewährt werden, Aposteln oder Schülern, die "den Glauben angenommen haben." Damit sind nicht die Menschen gemeint, für die der Glaube etwas recht Nettes ist, womit man leben kann, und überhaupt, die Alternativen sind ja nicht so schön und so weiter. NEIN. Den Menschen, die sich wie die Apostel durch alle durch die Hartherzigkeit oder den Teufel auferlegten Glaubenszweifel durchgekämpft haben, die werden die Kraft haben, Wunder zu wirken.

Hier müssen wir eine Klammer setzen. Der Evangelist Markus schreibt im Geiste einer den meisten von uns unbekanntem Liebe, die die empfunden haben müssen, die sich sieben Jahre um den Gottessohn geschart hatten (abgesehen von Judas). Bei den betroffenen Menschen kann also die Liebe und die Hoffnung vorausgesetzt werden, ihr Problem ist der Glaube. In der neueren Zeit der Kirche ist der Glaube hin und wieder ein Problem, Jansenisten, Pietisten, Rationalisten, Modernisten, Neomodernisten, sie sind eine Minderheit in der grossen Zahl der Katholiken, aber die Liebe, die mangelt in der Kirche von Kopf bis Fuss! Wie konnte denn Pius X. nach vierzig Jahren heilig gesprochen werden? Was tat er denn? Als Papst hat er die 1500 Jahre alte Brevierordnung weggeschmissen, sich in das Messbuch bis an die Grenze des Erlaubten hineingearbeitet, auf der anderen Seite die Modernisten mit einem neu gegründeten Geheimdienst überwachen lassen, also ein durchschnittliches Pontifikat. Was war denn das Grosse an ihm? Gegeisselt hat er sich nicht, keine Sühnenächte gemacht, keine Pilgerfahrten, keine Rosenkranzkreuzzüge, keine Gebetsmarathonveranstaltungen, keine dreistündigen Predigten, keine Fastenkuren spanischen Modells (er wurde immer dicker). Was war es denn?

Als Kaplan, Pfarrer, Kanonikus, Regens, Bischof, Patriarch, Papst, Stufe für Stufe auf der Leiter der Verantwortung, tat er nie etwas anderes als seine Pflicht. Dann müsste man doch auch die treuen Beamten heiligsprechen?

Der Unterschied war das Ausmass der Liebe des Giuseppe Sarto. Er tat nicht nur seine Pflicht, er zerriss sich vor Liebe für die Seinen. Ihm wurde die Gnade zuteil, zu Lebzeiten einige der in diesem Evangelium angekündigten Wunder zu wirken. Als Pfarrer imitierte er in seinem Getreidespeicher die Brotvermehrung, als Papst heilte er Blindgeborene. Diese Liebe war damals noch, in der Apostelzeit, geradezu Voraussetzung!

Sehen wir uns nun die Ankündigung der Wunder an. Nicht unbedingt ist deren Bezeichnung zu nehmen. Christus darf schliesslich auch als Auferstandener in Gleichnissen reden (wenngleich merkbar kürzer). Das "Reden in neuen Sprachen" gab es und wird es geben, aber der eigentliche Sinn des Ausdrucks ist das überzeugende Reden. Jeder Mensch hat seine Sprache, Redewendungen, Wörter, Worte, Erinnerungen, Ideen, die ihm als Individuum eigen sind. Man darf ja nicht vergessen in einer Zeit, in der die Mode die Kleidung nicht nur gegen jedes Schamgefühl, sondern auch gegen jede Vernunft diktiert, so sehr, dass man heute auch bei Regen, Hagel und zwei Grad plus, Frauen ohne Hut sehen kann. Der Mensch aber,

der von seiner Seele kontrolliert wird und nicht vom Fernsehen, der ist um so verschiedener von anderen als seine Seele in Kontrolle ist. Ein konformistischer Heiliger? Irrsinn! Ein konformistisches Individuum? Irrsinn! Die Kunst des Apostels (von Paulus bis Lefebvre) liegt nun darin, dieses Individuum zu überzeugen, nicht eine Menge von Idioten. Er muss den Römern ein Römer, den Griechen ein Grieche sein. Das war Pius X. Allen, das schaffte Lefebvre in Afrika. Das ist der eigentliche Sinn des "in Sprachen Redens," nicht der Schwachsinn, den die indämonisierten Charismatiker erträumen.

Das "Aufheben von Schlangen" und das "Todbringende" trinken, ist ähnlich zu verstehen. Spricht man heute nicht davon, ein "heisses Eisen anzufassen"? Oh Jammer, wieviele Priester genau das vermeiden möchten. Sie schalten ihre monoton säuselnde Predigtstimme ein und ladlladlladln zwanzig Minuten über die Gottesmutter, die hier auf Erden ob des Blablahs eingeschlafen wäre. Mit einer Streitfrage konfrontiert, flüchten sie feige in eine – nicht existierende – Mehrheit, die so etwas nicht passend findet. Sie mögen ja ihre Schafe erhalten, aber sie haben keinen Zuwachs. Schlimmer noch, sie weisen den Zweifelnden zurecht und mahnen ihn an, "nicht zu grübeln, sondern zu glauben" (Hauptsache er spendet!). Das sind Priester, die kann man durch ein Tonbandgerät auf der Kanzel ersetzen, keiner würde den Unterschied merken. Der wirkliche Apostel fasst das heisse Eisen an, er hebt die Schlange auf. Die Märtyrer taten es und Pius X. mit den Modernisten. Erzbischof Lefebvre nahm seinen Kampf im Pensionsalter auf!

Ähnlich mit dem Giftrinken. Wer den Glauben UND DIE LIEBE hat, der kann auch durch keine Häresie abgebracht werden. Man kann manchmal verwirrt sein, aber man verliert deswegen nicht eines der kostbarsten Geschenke Gottes, nämlich den *sensus catholicus*, jenen Sinn, in dem einem der natürlich gegebene Hausverstand sagt: "Halt, das ist nicht katholisch." Die Grundvoraussetzung für diesen Zustand ist allerdings die möglichst vollkommene Öffnung für die Wahrheit. Wer seine Wahrheiten in irgendwelchen, meist stupiden Tabellen abliest, oder – Gott soll abhüten – in seinem Egoismus, der hat diesen Sinn nicht. Chesterton sagte schon, dass die Demut darin besteht, dass man sich selbst auf einen Punkt reduziert. Im Mathematikbuch steht, dass das ein Ding ohne Ausdehnung ist. Wenn man soweit ist, dann erscheint einem ein Grashalm genau so erstaunlich in der Schöpfung, wie ein Mammutbaum (*sequoia gigantea*). Nur das unersättliche Streben um die vollkommene Wahrheit gibt einem die Möglichkeit, das Gift der Häresie zu überwinden. Man muss die Wahrheit lieben, mehr als sich selbst, UND WENN DAS HIRN DABEI RAUCHT, denn Christus hat nicht gesagt: "Ich gebe euch die Wahrheit," sondern "Ich bin die Wahrheit."

Heute wollen wir auch des heiligen Märtyrerpapstes Urbanus des Ersten gedenken, des Patrons der Weinbauer. Seinen Schutz haben wir in einer speziellen Weise nötig. Er ist der Patron der zweiten Materie der Heiligen Messe, er ist also einer der Stützpfeiler der Messfeier. In der unseligen, rein protestantischen Prohibition in den USA (1919-1933) war es den Weinbauern wenigstens noch gestattet, Wein zum Mess- und Eigengebrauch herzustellen. Aber das nächste Mal? Die Gefahr, dass wir den Wein verlieren, ist gering, aber stimmt das für alle Länder? Der heilige Urbanus steht hier auch symbolisch für die Messe als solche! Beten wir, beten wir RECHTZEITIG, dass eine kriminelle EU sie nicht unter das Stichwort "Sekten" einreicht.

Monatsbrief zum Sonntag in der Oktav von Christi Himmelfahrt

Jo. 15:26-27;16:1-4 (Nr. 7, 1. Juni 2003)

Das heutige Evangelium ist von einer Aktualität, die es wohl schon lange nicht mehr gegeben hat, ausser vielleicht in den Missionsländern, als diese noch solche waren, anstatt vom *Summus Pontifex* in ihren schrecklichen Irrtümern bestätigt zu werden.

Der erste Teil der heutigen Prophezeiung richtet sich auf das knapp bevorstehende Pfingstfest und kündigt das Kommen des Hl. Geistes, des Parakleten, des Geistes der Wahrheit an. Hier stiftet übrigens Christus selbst die erste Novene: Die Gottesmutter und die Apostel verharren im Gebet, bis am fünfzigsten Tag nach der Auferstehung (PENTE-costes) der Hl. Geist zu ihnen herabsteigt, um sie mit Seiner Stärke, Weisheit, vor allem aber Liebe zu erfüllen. Die dazwischenliegenden neun Tage (*novena*) dienen der Vorbereitung auf dieses Ereignis, ein Beispiel, dem wir folgen sollten, wenn wir die heiligen Früchte dieses Heiligengeistfestes empfangen wollen. Bedauerlicherweise können die meisten Gläubigen diese Novene nicht mehr mit der, durch den Ratschluss Papst Pius XII. abgeschafften, Pfingstvigil abschliessen, die in ihrer Ähnlichkeit zur Ostervigil vor dem Achten Schöpfungstage, die Vigil des Geburtsfestes der Kirche ist. Die sechs Lesungen aus der Heilsgeschichte sind eine tiefe Vorbereitung auf das Fest des Geistes der Wahrheit, die Allerheiligenlitanei auf das Fest des *Paraclitus* und die Vigilmesse, die – im Sinne des Wortes "voll" – vollkommene, in der Kirche seit Anfang übliche, erste Vesper des zweithöchsten Festes der Kirche. Warum soll auch das Fest des Heiligen Geistes später beginnen, als das eines jeden einzelnen Heiligen?

Für die oben erwähnte Aktualität müssen wir uns aber auf den Aspekt der Wahrheit in der Natur des Heiligen Geistes konzentrieren. Die Heiligkeit der dritten Person Gottes ist bei jedem Christen, der noch das Kreuzzeichen macht, unbestritten. Der Aspekt des *Paraclitus* wird dank der Verbreitung falscher Übersetzungen nicht verstanden, aber auch nicht geleugnet: das latinisierte Wort *Paraclitus* kommt aus dem Griechischen *parákleetos* und heisst nicht Tröster, sondern Fürsprecher und Anwalt, da ja dem Heiligen Geist die Aufgabe zukommt, als Geist der Wahrheit in den Aposteln und ihren Nachfolgern das Werk Christi auf Erden ganz im Geiste und Namen des göttlichen Stifters der lehrenden Kirche fortzusetzen, zu bezeugen und zu verteidigen. In diesem letzten Punkt aber macht sich die Konzilskirche über die dritte Person Gottes lustig, wenn sie sagt: "Die einzige Kirche Christi.... subsistiert in der katholischen Kirche.... Das schliesst nicht aus, dass ausserhalb ihres Gefüges vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden sind" (*Lumen Gentium* 8). In Nummer 15 schreibt dieses schändliche Dokument den Häretikern und Schismatikern "eine wahre Verbindung im Heiligen Geiste" zu, was offensichtlich bedeuten soll, dass man mit Teilwahrheiten auch selig werden kann. Das ist aber eine Verspottung des Heiligen Geistes, der ja als Gesandter Christi auch vom Sohne ausgeht. Diese Wahrheit des *Filioque*, die im *Credo* jeden Sonntag und öfter gebetet wird, scheint bezeichnenderweise in dem angeblich so katholischen *Credo des Gottesvolkes* von Papst Paul VI. nicht auf und darf in der heutigen ökumenischen Gesinnung auch nicht mehr betont werden, wie einige jüngere Dokumente der Konzilskirche (z.B. der Vertrag von Balamand) unterstreichen.

Dieser Gesandte Gottes also, der ja auch von Christus ausgeht (Jo. 14:16; 15:26; 16:7, 13ff.) und dessen eigener Geist ist (Röm. 8:9; Gal. 4:6; Phil. 1:19), MUSS ja die Lehre Christi bestätigen und KANN sie NIEMALS Lügen strafen! Und nun sollen die Lutheraner, die das Priestertum, die Hl. Messe etc. leugnen und die Russisch-Orthodoxen, die den Primat des Papstes und alle Konzilien nach dem vierten (oder siebenten) etc. leugnen, "eine wahre Verbindung im Heiligen Geiste" mit der einzigen wahren Kirche haben? Entweder gibt es wirklich keine absolute Wahrheit, oder das Zweite Vatikanische Konzil war kein ökumenisches, denn so ein Unsinn kann ja nicht einmal im ordentlichen Lehramt stehen. Der Heilige

Geist ist kein Starkstromverbindungskabel mit Häretikern, sondern der GEIST DER WAHRHEIT, von der kein *Iota Unum* genommen werden darf.

Christus schickt den Aposteln den Geist der Wahrheit, seinen Anwalt also (und nicht den Tröster) und er warnt sie, denn die meisten Menschen konnten ja seit der Erbsünde die Wahrheit nicht vertragen: "Das habe ich euch gesagt, damit ihr keinen Anstoss nehmet. Sie werden euch aus den Synagogen stossen; ja, es kommt die Stunde, da jeder, der euch tötet, Gott einen Dienst zu tun glaubt. Das werden sie euch antun, weil sie weder den Vater noch Mich kennen."

Wie erschreckend wahr das doch heute ist. Damals waren es die Pharisäer, heute sind es die Bischöfe, die den, der an der Wahrheit festhält, aus der Synagoge stossen. Wortwörtlich ist das heute wahr: "Synagoge" heisst ja "Versammlung": Egal, ob die Neue Messe von Paul VI. gültig ist oder nicht, das Sakrileg findet statt: Ist sie gültig, dann durch die Handkommunion und die nach unzähligen "Eucharistiefiern" auf dem Boden zertretenen Hostien, ist sie nicht gültig, dann durch die Scheinzelebration. Das, was am Sonntag heute in den meisten Kirchen stattfindet, ist daher eine Versammlung von braven Katholiken, die es nicht besser wissen, lauen Katholiken, denen es egal ist und einer geraumen Anzahl von Liberalen, Linken, Lästermäulern und Wichtigtuern, die ohnehin nicht katholisch sind. In diesen "Synagogen" ist alles erlaubt, vom Tanz der nackten Mädchen um den Altar (Zug) bis zum gedeckten Frühstückstisch für die Erstkommunikanten (Chartres), nur eines ist nicht erlaubt: die Wahrheit, sei es in der Predigt oder gar in dem seit 1570 verbindlichen Messritus. Dann, und nur dann, wird man aus der "Synagoge" gestossen. Wenn sich eines Tages herausstellte, dass der hw. Pfarrer Milch nicht von einem "Irren", sondern in einem Ritualmord martyrisiert wurde, dann wären ja beide Prophezeiungen Christi im kleinen Hattersheim eingetroffen. Wie es war, weiss Gott, das erste aber ist eingetroffen und das zweite wartet auf uns, nicht auf alle, aber manche. Die Jüngeren unter uns werden vielleicht noch eine entsprechende Gesetzgebung erleben, an die sich die Älteren wohl erinnern. Daran dürfen wir keinen Anstoss nehmen, so sagt uns der Herr, denn sonst hätten wir ja den Spruch vergessen, dass unsere einzige Hoffnung das Kreuz ist, das von Christus und – wie von Ihm gefordert – das unsere. "Ich sage euch das, damit, wenn jene Stunde kommt, ihr euch daran erinnert, dass ich es euch gesagt habe."

Diese Stunde ist gekommen, ganz und gar nicht nur im vollen Sinne des Martyriums, sondern in unserem Alltag: Über wen darf man sich in Deutschland (und in Österreich noch schlimmer) ungestraft lustig machen? Über die Juden? Nein, das kann einen vor Gericht bringen! Über die Mohammedaner? Nein, das ist "Ausländerhass"! Über Christus? JA, JA, und nochmals JA! Das bedeutet Erfolg im Fernsehen, im Film und im Theater, womöglich noch mit staatlicher Förderung! Deswegen gelten als "anerkannt" schlimmste Ignoranten im Lande die wahren Katholiken, nicht bei allen, Gott sei Dank, nicht einmal bei allen Zeitungen, aber im allgemeinen.

Die Stunde ist gekommen und Christus hat es gesagt, aber das ist ja Sein Weg, den wir da gehen müssen: Das Kreuz, das den Himmel aufsperrt. Denken wir daran, was für eine Katastrophe das ist, wenn wir unsere Hausschlüssel verlieren. Den Schlüssel zum Himmelreich müssen wir noch 1000mal mehr lieben: *Ave Crux, SPES UNICA!* Nur in diesem Kreuz kann unsere Liebe wirklich sein: Wer Christus liebt, muss das Kreuz tragen!

Monatsbrief zum Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit

Mt. 28:18-20 (Nr. 19, 6. Juni 2004)

Die allerheiligste Dreifaltigkeit in Ihrer absoluten Einfachheit wird uns in alle Ewigkeit Geheimnis bleiben. Wie drei Personen *eine* Natur haben können und diese in der – nicht unendlichen, sondern – *absoluten* Einfachheit des Seins an sich bestehen kann, das können wir als komplizierte Menschen, als *esse contingens*, als zusammengesetztes Sein, niemals ganz verstehen.

Was wir versuchen können zu verstehen und auch eines Tages, wenn wir es in das Himmelreich schaffen, verstehen werden, das ist zweierlei: erstens die Generation und die Prozession als das unterschiedene Verhältnis der drei Personen zueinander, zweitens die Ständigkeit dieser Generation und Prozession, die ja im ewigen Gott keinen Anfang und kein Ende haben können.

Im Credo der Heiligen Messe lehrt uns die Kirche über die allerheiligste Dreifaltigkeit:

Credo in unum Deum [...]	Ich glaube an den einen Gott [...]
Et in [...] Jesum Christum	Und an [...] Jesus Christus,
Filium Dei Unigenitum [...]	den einziggezeugten Sohn Gottes [...]
Genitum non factum	Gezeugt, nicht geschaffen
consubstantialium Patri [...]	einer Substanz mit dem Vater [...]
Et in Spiritum Sanctum [...]	Und an den Heiligen Geist [...]
Qui ex Patre Filioque procedit.	Der aus dem Vater und dem Sohn hervorgeht.

"Gezeugt, nicht geschaffen." Selbst dieser Satz ist noch nicht völlig klar: "Die Zeugung des Gottessohnes aus dem Vater ist ewig" (*Summa Theologiae*, I, q.42, a.2, o.). Da es in Gott keine Vergangenheit gibt, ist klar: Der Vater zeugt, ohne Anfang und ohne Ende. Dieses Zeugen und Gezeugtwerden ist ein und dieselbe Handlung. ("Una et eadem operatione, Pater generat et Filius Dei generatur." Thomas Aquinas, *Liber Sententiarum*, 1 d. 20, a.1, ad 1). Diese *generatio*, diese Zeugung ist ähnlich den Geschöpfen: "Alles was zur Zeugung der Lebenden gehört, kann man auch für den Hervorgang des Sohnes Gottes sagen, sowie das Herkommen, Geborenwerden, Ins-Leben-gerufen-werden, Gezeugtwerden" ("Omnia quae pertinent ad generationem vivorum, dicuntur in processione Filii Dei, ut oriri, nasci, gigni, et generari." I, q.27, a.2, ad 2).

Nun haben wir gesehen, dass der Heilige Geist aus dem Vater und dem Sohne hervorgeht, *procedit*. Natürlich ist eine Zeugung, eine *generatio*, auch ein Hervorgehen. Das scheint aber nur verwirrend, wenn man nicht die jeweilige Zugehörigkeit sieht: Es gibt im Göttlichen nur zwei Hervorgänge: nämlich die des Wortes und die der Liebe, gemäss dem, wo Gott Sein Wesen, Seine Wahrheit und Seine Gutheit erkennt und liebt. ("In divinis sunt tantum duae processiones: scilicet verbi et amoris, secundum quod Deus suam essentiam, veritatem et bonitatem intelligit et amat." I, q.27, a.3; a.5 o.).

"Der Heilige Geist geht auf die Weise des Willens hervor, der Sohn aber auf die Weise der Natur und der Erkenntnis" (Thomas Aquinas, *Liber Sententiarum*, 1, d. 27, q.2, a.2, q.2c.). "Das Hervorgehen des Sohnes ist durch den Akt der Erkenntnis, aber das Hervorgehen des Heiligen Geistes ist durch den Akt des Willens" (Processio Filii est per actum intellectus, sed processio Spiritus Sancti est per actum voluntatis." I, q.27, a.2, c.).

Wenngleich aber das Gezeugtwerden des Sohnes auch ein Hervorgehen ist, so gilt doch: "Das Hervorgehen des Heiligen Geistes kann nicht als Zeugung bezeichnet werden, denn es ist durch die Art der Liebe, nicht aber durch die Art der Ähnlichkeit, wie das Wort" ("Processio Spiritus sancti, non potest dici generatio, quia est per modum amoris, non autem per modum similitudinis, sicut verbum." I, q.27, a.4, o.).

Hier haben wir noch nicht über das Verhältnis des Sohnes zum Heiligen Geist gesprochen. Da ja die Generation auch eine Art des Hervorgehens ist, könnte man nun sagen, dass der Heilige Geist ja wie der Sohn aus dem Vater hervorgeht. Worin bestünde dann in der absoluten Einfachheit die Unterscheidung zwischen den Beiden? Nur in dem Akt der Liebe und des Intellekts? Hiesse das, der Vater erkennt nur den Sohn und liebt nur den Heiligen Geist? Ist es nicht klar, dass der Vater den Sohn liebt, wie aus dem Evangelium erhellt (Mt. 17:5)? Wenn der Heilige Geist aber aus dem Vater hervorgeht durch den Akt des Willens, der Liebe, und der Vater den Sohn liebt, dann muss der Heilige Geist unmittelbar aus dem Vater hervorgehen und mittelbar aus dem Sohn! (I, q.36, a.3, ad 1). Und in dieser logischen Sequenz sagt jetzt Thomas das, was die ganze Ostkirche widerlegt:

"Der Heilige Geist geht aus dem Vater und dem Sohne hervor: denn anders könnte man ihn vom Sohn nicht unterscheiden" ("Spiritus sanctus procedit a Patre et Filio: quia aliter non posset distingui a Filio. I, q.36, a.2, o.).

Diese, nur durch die Komplexität unserer Gehirne aus der Einfachheit gezogenen Überlegungen lassen sich also wieder auf folgendes reduzieren: Das einzige, was die drei Personen der allerheiligsten Dreifaltigkeit unterscheidet, ist ihre Beziehung zueinander: Der Vater zeugt den Sohn und lässt dadurch den Heiligen Geist aus dem Vater und dem Sohne hervorgehen. Der Sohn wird gezeugt und aus Ihm geht der Heilige Geist hervor. Der Heilige Geist geht aus dem Vater und dem Sohne hervor. Weiter gibt es in Gott keinerlei Unterscheidung!

Wenn man so die Bedeutung des in der Ostkirche verneinten *filioque*, also der Tatsache, dass der Heilige Geist auch aus dem Sohne hervorgeht, unterschlägt oder leugnet, dann wirft man jegliches Verständnis der Dreifaltigkeit in den Irrtum und die Verwirrung. So sei hier auch in Erinnerung gerufen, dass es bereits Pius XI. war, der ausgerechnet am Rosenkranztag, am 7. Oktober 1930 (!!!) der "Ökumene" mit den Russen zuliebe, persönlich wünschte, dass bei seinem Hochamt im Petersdom das *filioque* nicht gesungen wurde!

Wenn sich der ach so katholische Papst so verhielt, dann kann man auch ruhig einmal einen Häretiker zitieren, dort wo er recht hatte. Petrus Abelardus (1079-1142) mag ja wegen Häresie verurteilt worden sein, aber er war ein begabter Dichter und setzte die folgende schöne Strophe an den Schluss seines ironischen Gedichtes über die Herrn Kathedrankanoniker, *Sabbato ad Vesperas*:

Perenni Domino	Dem ewigen Herrn
perpes sit gloria,	sei ständig die Ehre,
ex quo sunt, per quem sunt,	aus Dem, durch Den
in quo sunt omnia.	und in Dem alles ist.
ex quo sunt, Pater est,	Aus Dem, das ist der Vater,
per quem sunt, Filius,	Durch Den, das ist der Sohn,
In quo sunt, Patris et	In Dem, das ist des Vaters und
Fili Spiritus.	des Sohnes Geist.

Der Vater ist der Schöpfer, AUS Dem alles ist, der Sohn ist das Wort, der Erlöser, DURCH Den alles ist, der Heilige Geist ist die Liebe, IN Der alles ist. Das ist es was wir NIE verstehen werden: Gott ist dreimal ICH, einmal BIN: dreimal *EGO* einmal *SUM*.

Monatsbrief zum Fest des allerheiligsten Herzens Jesu

Jo. 19:31-37 (Nr. 31, 3. Juni 2005)

Das Gesetz des Moses schreibt vor, dass kein Leichnam eines Verbrechers über Nacht hängenbleiben dürfe, "denn ein Gehenkter ist von Gott verflucht, und du darfst dein Land, das der Herr, dein Gott, dir zum Besitz geben will, nicht verunreinigen" (Deut. 21:23). Dazu kam noch, dass es sich um den *Parasceve* handelte, den Vorbereitungstag für den Sabbath, an dem nicht gearbeitet werden durfte (deswegen auch *Feria Sexta in Parasceve* für den Karfreitag). Nach der Berechnung des Johannes war dieser Freitagabend nämlich der Beginn des Osterfestes, *in Parasceve Pascha*. Der jüdische Sabbath dauert nämlich von Sonnenuntergang am Freitag bis zum Sonnenaufgang am Sonntag, wie auch das Evangelium vom Ostersonntag zeigt: "und sehr früh an einem Sabbath..."

Die Juden bitten also den Pilatus, den Gekreuzigten die Beine zerbrechen zu lassen. Der Tod am Kreuze war einer der langsamsten, wobei eine Dauer von 72 Stunden normal war. Insofern war die Bitte der Juden verständlich, sie zeigt aber auch deren Grausamkeit, denn sie baten ausdrücklich um das *crurifragium*, das Zerbrechen der Beine durch Stöcke. Die übliche Abkürzung der Kreuzesstrafe waren Lanzenstiche in die Achseln mit der folgenden Verblutung. Das Zerbrechen der Schenkelknochen ermöglicht dem Gekreuzigten das Hochstemmen zum Atemholen nicht mehr, und er erstickt. Diesen Tod hatten die Juden Christus also zgedacht. Die Soldaten führen das aus und merken mit Kennerblick, dass Christus schon tot ist. Praktisch wie Soldaten sind, strengen sie sich mit den Knüppeln bei ihm nicht mehr an, nicht ahnend, dass sie damit ein Werkzeug der Vorsehung werden: "Kein Knochen soll an ihm zerbrochen werden" (Ex. 12:46). Einer von ihnen, den die Tradition Longinus nennt, will es genau wissen, und er "öffnete Seine Seite mit einer Lanze und sogleich kamen Blut und Wasser heraus". Wenn man sich vergewissern will, dass jemand tot ist, dann stösst man die Lanze nicht in die rechte Seite, wo nur die Lunge ist, sondern in die linke, in das Herz – entgegen dem, was viele Darstellungen glauben machen wollen. Auch ist die Wahl dieses Evangeliums für den heutigen Festtag bedeutend.

Die seitenlange medizinische Diskussion, wie aus dieser Wunde Blut und Wasser kommen konnten, wollen wir uns angesichts der persönlichen Bezeugung des Johannes sparen, bis auf eine Theorie, die noch zu erörtern wäre. Die Symbolik aber ist das Bedeutende in diesem Evangelium, wie wir sehen werden.

Johannes bezeugt nun diese Tatsachen in dem er, wie üblich, seinen Namen vermeidet, aber er sagt auch: "Und jener weiss es, weil er die Wahrheit sagt, damit auch ihr glaubet" (*Et ille scit, quia vera dicit, ut et vos credatis*). Wenn man die Johannesbriefe betrachtet mit dem ständigen "Er", dann würde es nicht Wunder nehmen, wollte Johannes hier Christus selbst als Zeugen erwähnen, eins mit der göttlichen Inspiration, die in zwei scheinbaren Nebensächlichkeiten, die von menschlichen Handlungen unabhängig sind, den Ausgang der Tragödie prophezeien und auf Christus als den eigentlichen Messias hinweisen:

1. Im Gesetz des Moses wird zweimal anlässlich der Bereitung des Osterlammes vorgeschrieben: "Kein Knochen darf an ihm zerbrochen werden" (Ex. 12:46; Num. 9:12). Wahrscheinlich ist es der Geisselung Christi zu verdanken, dass Er, abgesehen von Seiner Eigenen Entscheidungsmöglichkeit, so verhältnismässig schnell starb. Zumindest wäre das die natürliche Erklärung für diesen unnormalen Verlauf einer Kreuzigung, die so sehr auf Christus als das Osterlamm hindeutet, wie schon Johannes der Täufer gesagt hatte (Jo. 1:29).

2. Im Buche Zacharias lesen wir: "Über das Haus Davids aber und über die Bewohner Jerusalems, will ich den Geist der Gnade und des Gebetes ausgiessen, da werden sie auf mich schauen, den sie durchbohrt haben... (Zach. 12:10). Der Hinweis auf den durchbohrten Gott ist auch aus dem Zusammenhang des prophetischen Textes eindeutig und einer der zahlreichen Hinweise auf die Gottheit Christi. Zufälle gibt

es nur mathematisch oder in schlechten Romanen, nicht aber, wenn die Stimme Gottes von Sich Selbst als "durchbohrt" spricht.

Erneut die Durchbohrung des Herzens Jesu betrachtend, so wäre eine der wenigen medizinisch plausiblen Erklärungen für das Austreten von Blut und Wasser die Todesursache des – buchstäblich – gebrochenen Herzens, wie es z.B. bei Pius X. der Fall war. Diese Erklärung wäre auch in ihrem symbolischen Gehalt *conveniens*, wie Thomas so etwas nannte: passend.

Das Herz ist nun einmal so lange schon das Symbol der Liebe, dass es nicht überzeichnet wäre, in diesem Zusammenhang von einem Bestandteil der Uoffenbarung zu sprechen. Genau dieser Ausdruck der göttlichen Liebe in Christus ist sein Herz, aus dem das Blut der Eucharistie und das Wasser der Taufe entspringen: So wollte Gott, dass Sein Eingeborener Sohn an gebrochenem Herzen stürbe und dies durchbohrt würde, "damit Sein göttliches Herz, dies Heiligtum göttlicher Grosszügigkeit, Ströme des Erbarmens und der Gnade auf uns ergiesse. Dies Herz, in dem die Glut der Liebe zu uns nie erlischt, sollte den Frommen eine Stätte der Ruhe werden, den Büssenden aber als Zuflucht des Heiles offenstehen" (Präfation).

Um das überhaupt verstehen zu können, muss man sich kurz der Bedeutung des Wortes "Liebe" besinnen. Was ist denn Liebe im echten Sinne? Gott hat die Welt geschaffen und uns. Warum? Er hat doch überhaupt nichts davon? Ewig, unveränderlich, vollkommen, Ihm kann nichts in Seiner absoluten Einfachheit und Seligkeit Freude oder Schmerz bereiten. Warum erschafft Er dann die Welt? Aus Liebe! Das ist eben die wirkliche, die wahre Liebe, die Liebe, die nichts davon hat, dass sie liebt. Bedauerlicherweise ist beim Menschen dieser Hintergedanke des eigenen Vorteils schwer wegzubringen, bei allem Glauben.

Das ist vielleicht die wichtigste Lehre des Herz-Jesu-Festes: Christi Liebe für uns Unwürdige ist so unermesslich, dass Er nicht nur nichts davon hatte, sondern – umgekehrt – auch noch durch die schlimmsten vorstellbaren Qualen ging, um den Willen Seines Vaters erfüllend, uns zu erlösen. Die Gleichstellung dieses Festes der Liebe mit dem Weihnachtsfest im liturgischen Kalender ist mindestens angemessen. Wahrscheinlich kam die Einführung des Feiertages zu spät für die Listung unter die verpflichtenden (und öffentlichen) Feste. Hier liegt auch die Erklärung für die Entwicklung der Kirchengeschichte. Warum offenbarte Christus persönlich Sein Allerheiligstes Herz der heiligen Margarita Maria Alacoque?

Der heilige Pius X. brütete mindestens eine schlaflose Nacht darüber, was er einem einfachen Priester sagen könnte, um ihn vom Verlassen der Kirche abzuhalten. Wieviele Päpste vor ihm hätten dieses väterliche Herz gehabt, statt den Fall der Bürokratie der Kongregationen zu überlassen? In der Zeit der heiligen Margarita wurde jedem Bischof bezüglich seiner Rechtgläubigkeit auf die Finger gesehen. Gut so! Aber wieviele Bischöfe wurden bezüglich ihres Verhaltens dem Klerus und dem Volk gegenüber gerügt?

Der heilige Paulus erklärt in der heutigen Lesung das Verhältnis zwischen Glauben und Liebe: "Christus soll durch den Glauben in euren Herzen wohnen, und ihr sollt in der Liebe festgewurzelt und gegründet sein. So möget ihr imstande sein, mit allen Heiligen die Breite und Länge und Höhe und Tiefe zu umfassen und auch die Liebe Christi zu verstehen, die jeden Begriff übersteigt, auf dass ihr so mit der ganzen Fülle Gottes erfüllt werdet."

Monatsbrief zum vierten Sonntag nach Pfingsten

Lk. 5:1-11 (Nr. 8, 6. Juli 2003)

Das erste, was einem an dem heutigen Evangelium auffallen muss, ist gleich der Anfang: "In jener Zeit drängte sich das Volk zu Jesus, um das Wort Gottes zu hören." Das Volk drängt sich um Jesus, nicht die Pharisäer! Diese göttlich inspirierten Worte zeigen die Falschheit derer auf, die da sagen: "Lasset die Priester nachdenken, ihr müsst nur folgen und gehorchen, zerbrechet euch nicht euren Kopf." Welch eine Hybris, Welch ein Irrtum. Wären sie, diese Gläubigen, ihren Priestern gefolgt, sie wären alle verloren gewesen.

Nun ist es aber nicht nur so, dass wir den heutigen Pharisäern, jenen Bischöfen also, die an die Stelle von Christi Wahrheit "die Zivilisation der Liebe und des Friedens" (Johannes Paulus II., 1.1.2001) setzen, nicht folgen dürfen, sondern wir befinden uns in einer ähnlichen Lage, wie das Volk damals: Wir wollen (so hoffe ich) das Wort Gottes hören und wir wissen oft nicht, wo wir es finden können. Der Papst gibt es uns nicht, denn seine Botschaft ist die aus seiner Antrittsenzyklika, *Redemptor Hominis* (no. 10,2): "Das Staunen über den Wert und die Würde des Menschen nennt sich Frohbotschaft, Evangelium. Es wird auch Christianismus genannt." Der letztere Satz wurde sogar in der offiziellen deutschen Übersetzung zensuriert, er war offenbar und sogar diesen, seit Paul VI. an harte Sachen gewohnten Übersetzern zuviel. Diese Botschaft von Johannes Paulus II. ist purer und unverschämter Humanismus in der schlechtesten Variante, nicht human, sondern gottlos.

Von den Bischöfen werden wir erst recht nicht das Wort Gottes erhalten, denn auf zehn Bischöfe kommen ja mindestens fünf verschiedene Weltanschauungen, und was die Priester angeht, so soll hier der Mantel der Liebe über ihre Leere gedeckt werden. Von dort ist nichts zu erwarten.

Wo finden wir also das Wort Gottes? Die zwanzig ökumenischen Konzilien (unter die das von 1962-1965 sicher nicht zu zählen ist) geben uns die Antwort: 1. In der Heiligen Schrift, vor allem im Neuen Testament; 2. In der Lehre der ökumenischen Konzile; 3. In der Lehre der Päpste, sofern sie unfehlbar ist oder der Tradition in keinem Punkt widerspricht.

Bürdet der letzte Satz uns die Pflicht auf, Theologie zu studieren? Die Antwort möge im Geist des hl. Thomas von Aquin gegeben werden: *distinguendum est* (man muss unterscheiden):

Natürlich können nicht alle Theologie studieren, wo denn auch? Fast alle Universitäten sind von der Häresie zersetzt und in den wenigen Kreisen, wo man der Tradition treu geblieben ist, gibt es so gut wie nichts, was an ein einstmaliges Universitätsstudium heranreicht. Dennoch haben wir unsere Lehrer: Die Heilige Schrift (ich wiederhole mich), die Enzykliken der Päpste, die auf deutsch erhältlich sind und die Priester, die dieser einzigen wahren Tradition folgen, ob das nun der hw. Hr. Pfarrer Milch in seinen unsterblichen Predigten ist, oder die Priester des Werkes von Erzbischof Lefebvre. In keinem Fall aber darf unser Verstand in die Rente gehen:

Wer Gott liebt, muss über Ihn nachdenken.

"Und Er setzte Sich und lehrte das Volk vom Schiffe aus."

Wie erfrischend müssen diese Worte für eine Menge gewesen sein, die immer nur den eintönigen Singsang von Pharisäern hörten, deren wichtigste Lehren ihre eigene Heiligkeit und die peinlich genaue Einhaltung von grossteils unsinnigen Sabbathregeln waren! Obwohl die Pharisäer und Schriftgelehrten gebildet waren, müssen ihre selbstgefälligen, herablassenden und oberflächlichen Predigten wenig Wissen vermittelt haben, denn die Verblendung, die aus dem Hochmut kommt, nimmt jeglicher Bildung den Nutzen.

Dann gebietet Christus den Fischen, dem Petrus und den Anderen in das Netz zu gehen. Die Reaktion des Petrus, der mit Sicherheit nicht der intelligenteste Apostel war, zeigt sein grosses Herz. In vorbildlicher Liebe und Demut wirft er sich Christus zu Füssen und ruft: "Herr, geh weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch!" Angesichts des wunderbaren Ereignisses, ist der instinktive Gedanke dieses demütigen Fischers: "Oh Herr, ich bin nicht würdig...!" Welch ein grandioses Beispiel der Demut! Wie sehr mangelt doch diese Grundeinstellung all denen – gerade in "unseren Kreisen" – die sich offenbar für würdig genug erachten, vom Himmel Wunder, Visionen und Botschaften zu erhalten. Wie sehr mangelt doch diese Demut denjenigen unter uns, die schon seit geraumer Zeit nicht beichten waren und sich trotzdem unbekümmert nach einem auswendig gesagten *Domine non sum dignus...* dem grössten aller Wunder nähern, dem Herrn selbst in der Hostie!

Wie alle Wunder Christi, ist auch dieses die Illustration eines weiteren Geheimnisses: "... von nun an sollst du Menschen fangen."

Die Bedeutung dieses Ausspruchs hat das zwanzigste Jahrhundert scheinbar endgültig verloren: Wie ich von passionierten Anglern weiss, ist das Ködern eine Kunst und wie ich von Fischern weiss, das Netzerwerfen. Keinen Fisch fängt man, indem man ihn erschreckt oder nichts tut. Das aber ist die Schuld der heutigen Zeit. Wohl haben die Priester und die Gläubigen seit eh und je durch Arroganz, Lieblosigkeit und Dummheit die Fische vertrieben, aber es war nicht System! Obwohl bis in die Fünfzigerjahre ein heiligmässiger Pater der Mission, Marcel Lefebvre, noch wahre Rekorde der Mission aufstellen konnte, so begann doch schon 1917 – wie Hans Jakob Stehle nachweist – die *Ostpolitik*. Damit entwickelte sich schliesslich der, 1965 zum Ziel erhobene Ökumenismus, dem schon am 19. März 1930 (!!!), bei dem, im Petersdom gesungenen Hochamt, während des *Credo* das *Filioque* zum Opfer gefallen war!

Ohne Liebe und ohne Wahrheit kann man genauso wenig fischen, wie ohne Boot und ohne Netz. Auch wenn das Netz – die Wahrheit – löchrig ist, wird man nichts fangen. Das ist ja gerade die Lehre des heutigen Evangeliums: Christus sagt dem Simon: "... werft eure Netze zum Fange aus." Und obwohl die letzte Nacht erfolglos war, antwortet Simon: "In Deinem Worte aber will ich das Netz auswerfen." Christus führt den zukünftigen Aposteln vor Augen, was für einen spektakulären Erfolg sie haben werden, wenn sie Ihm gehorchen und ihre Pflicht tun. Wäre das Netz jetzt löchrig gewesen, hätten sie nichts gefangen, hätte das Boot nicht dicht gehalten, wären sie untergegangen.

In der Vergangenheit ist die Mission oft gescheitert, weil sie lieblos war, jetzt ist sie nur noch ein Name, denn eigentlich sagt man den Fischen ja, dass sie ihm See bleiben sollen.

Wir müssen auch die Netze und das Boot in Erinnerung behalten: Wenn wir unseren lutheranischen Nachbarn bekehren wollen, das wird das weder gelingen, wenn wir ihm in einer "Hierarchie der Wahrheiten" bestätigen, dass er ohnehin das wichtigste glaubt, noch wenn wir ihm grimmig und von oben herab die Hölle prophezeien. Für das Menschenfischen zur Bekehrung ist das Boot die Liebe und hier vor allem Gebet, Geduld, Gefühl, und das Netz ist die kompromisslose, vollständige Wahrheit. Im Gebete erleben wir das Geschenk Gottes, den Glauben, in Geduld hören wir die Fragen UND die Entgegnungen, mit Gefühl versuchen wir, die Aufmerksamkeit auf die Ewigkeit zu lenken. Was die Wahrheit angeht, so dürfen wir niemals irgendwo nachgeben, kein *Iota Unum* aufgeben, aber etwas wohl hervorkehren: die Heiligmachende Gnade und ihre Quelle, die Sakramente.

Was fehlt dann noch?

"Und sie... verliessen alles und folgten Ihm."

Monatsbrief zum fünften Sonntag nach Pfingsten

Mt. 5:20-24 (Nr. 20, 4. Juli 2004)

"Ich aber sage euch: Wenn eure Gerechtigkeit nicht vollkommener ist als die der Schriftgelehrten und Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich eintreten." Die Gerechtigkeit der Pharisäer war nichts anderes als das Leben und Vorzeigen dessen, was die Schriftgelehrten aus dem Gesetze herauslasen oder in dasselbe hineinlasen. In dieser Lehre war der Mensch fähig, seine Erlösung selbst zu erwirken, es bedurfte also keines Messias für diese Aufgabe. Letzterer wurde nur für die politische Befreiung erhofft. Das Gesetz mit seinen 248 Geboten und 365 Verboten war als moralische Norm ausreichend für den Sieg über den bösen Trieb im Menschen, das eigentliche Konzept der Erbsünde kannten sie nicht. Wer sich an den Buchstaben des Gesetzes hielt, war gerecht. Darum auch die arrogante Verachtung des "wissenden" Pharisäers für den ignoranten Sünder, der die Gebote bricht und die Verbote ignoriert. Der Gerechteste musste also unter denen sein, die die 613 Gesetze kannten und ihre unzähligen Auslegungen und sich auch daran hielten. Dies ergibt aber ein Bild Gottes als Buchhalter, der genau alle Verstöße und Verdienste in das Konto des einzelnen Menschen einträgt.

Dass das Urteil Gottes aber ein Gesamturteil über die Gesinnung eines Menschen ist und dies auch noch im Lichte der Barmherzigkeit, die zum Beispiel eine Bekehrung am Totenbett annimmt, das war den Pharisäern unbekannt. Die äusserliche Korrektheit des Einhaltens von Hunderten von Vorschriften war entscheidend, nicht die innere Heiligkeit.

Darum wird es auch, solange es Menschen gibt, Pharisäer geben, die in ihrem unintelligenten Hochmut klare Massstäbe anlegen wollen an etwas, was nur Gott, der alleine in die Herzen schaut, beurteilen kann. Gerade die innere Heiligkeit aber geht über die Macht des Menschen, womit ein Erlöser benötigt wird und die Gnade. Mit diesem Ausspruch also zerstörte unser Herr die pharisäische Gesetzesauffassung und die sittliche Grundanschauung auf der sie ruhte.

Die Pharisäer hätten von ihren klerikalistischen Thronen steigen müssen und sich mit dem Sünder reumütig auf die Brust klopfen: "Herr, sei mir armen Sünder gnädig." Saulus hat es später getan, nicht aber die Pharisäer, die nicht von ihren Thronen steigen wollten. So war es dieser Satz, der Christus ans Kreuz brachte.

Christus will aber nicht das Gesetz aufheben, sondern den Begriff der Gerechtigkeit und Heiligkeit zurechtrücken, darum sagt er auch: "Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist..." Nicht das geschriebene Wort Gottes ist Seinem Angriff ausgesetzt, sondern dessen Interpretation. Die Juden blieben immer nur beim Buchstaben des Gesetzes stehen – was den Pharisäern unserer Zeit genauso eigen ist – statt zu untersuchen, welche Gesinnung Gott vom Menschen erwartet. Die Absurdität der pharisäischen Auslegung zeigt sich schon darin, dass jemand, der eine Giftschlange auf seinen Nächsten losliess, unschuldig war, denn die Schlange hatte ihn ja getötet.

Gottes Gebote sind eben kein Kodex, wie so mancher primitive Beichtvater seit jeher glaubt, sondern moralische Prinzipien und Naturrecht. Unter den schlimmsten Interpretationen der Bergpredigt ist die, die Christus unterstellt, eine alte Rechtssatzung durch eine neue ersetzt zu haben! Keine Liste von Vorschriften ist es, die Christus in der Bergpredigt gibt, wenngleich er sich zum Teil der Verständlichkeit halber in der Sprache der Pharisäer ausdrückt, sondern die Anleitung zur richtigen Geisteshaltung:

Was liegt denn dem Mord zugrunde, wenn nicht Hass, Neid oder Eifersucht? Käme jeder Mensch in die Hölle, der einen anderen schon einmal "Dummkopf" nannte – das syrische Wort "Raka" ist noch viel weniger beleidigend – wäre der Himmel leer. Man erinnere sich nur an das Verhalten so mancher Kirchenväter untereinander, aber auch hier gibt Christus keinen Kodex, sondern den Hinweis auf die richtige Einstellung. "Raka" ist keine eigentliche Beleidigung, sondern ein syrisches Bauernwort der

Geringschätzung, etwa wie "He, du da!" Das Wort "Trottel" oder "Depp" kann ja sogar liebevoll gebraucht werden, Christus aber geisselt die Verachtung, die Geringschätzung, vor allem aber den hochmütigen Perfektionsglauben der Pharisäer, die sich für nahezu vollkommen hielten, obwohl sie zum Teil Lügner, Diebe und Mörder waren.

Er verurteilt auch die Geringschätzung für denjenigen, der dort, wo keine geoffenbarte oder definierte Wahrheit vorliegt, anderer Meinung ist: Wer in allem die, die anders denken, verurteilt, ist nicht nur ein Sektierer, sondern ein potentieller Mörder. Was würde er bloss tun, gäbe es nicht die Bedrohung durch das profane Gesetz? Er würde den Andersdenkenden dem Hungertod aussetzen, verfolgen, verhaften oder töten!

Das fünfte Gebot beginnt eben nicht beim Mord sondern beim Hass, beim Zorn, ja sogar schon bei der wirklichen Verachtung, die sich nicht mit der Distanz begnügt, sondern verfolgt. Im Grunde genommen liegt der Anfang der Taten gegen dieses Gebot bei der Beleidigung: Der Mönch, der beim Austeilen des Abendessens im Refektorium des Klosters einen Mitbruder durch ein geflüstertes Wort, das nur die beiden verstehen, tödlich beleidigt, hat im Grunde genommen ähnlich gegen die Caritas gesündigt, wie der Mörder. Wenn Dritte beteiligt sind, dann gibt es hier auch die Verknüpfung mit dem achten Gebot, man spricht nicht umsonst vom Rufmord.

Schliesslich weist Christus darauf hin, dass oft derjenige, der das dem Kodex entgegenstehende Verhalten verursacht, der eigentliche Schuldige ist, so wie die Person, die mit ihrem Auto auf der zweispurigen geraden Strasse 40 km/h fährt und dadurch riskante Überholmanöver provoziert.

Folgerichtig wendet sich Christus im nächsten Satz nicht an denjenigen, der zürnt, sondern an den, der diesen Zorn verursacht. Christus misst dieser Ursache für die Sünde enorme Wichtigkeit bei, eine Wichtigkeit, die sogar über den Kult, also bei uns die Liturgie, geht:

"Wenn du daher deine Gabe zum Altare bringst und daselbst dich erinnerst, dass dein Bruder etwas wider dich hat, so lass deine Gabe vor dem Altare und geh zuvor hin, dich mit deinem Bruder zu versöhnen, und dann komm und opfere deine Gabe."

Es ist aufschlussreich, dass Christus völlig offen lässt, warum der Bruder einem zürnt, ob zu recht oder zu unrecht! Das ist eben die eigentliche Bedeutung des "wie auch wir vergeben unsern Schuldigern." Wie kann ich zur Beichte gehen, wenn ich meinen Mitmenschen nicht vergeben habe? Es ist doch zweierlei, ob mir jemand Geld schuldet, oder ob ich ihm deswegen böse bin. Das gleiche gilt für die oben erwähnten Andersdenkenden. Muss man denn vom Extrem des gesinnungslosen Liberalen in das Extrem des "Tradi-Sektierers" rutschen, der nicht vergibt und sich zum universalen Richter aufschwingt?

Hier ergibt sich auch die peinliche Frage, wieviele sogenannte echte Katholiken der Tradition überhaupt noch an der Kommunionbank auftauchen dürften, ganz zu schweigen von so manchem Zelebranten, der einen Kaiphas oder sogar Annas erleichen lassen würde...

"Wenn ich allen Glauben hätte, so dass ich Berge versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, so wäre ich nichts."

Herr, sei mir armen Sünder gnädig!

Monatsbrief zum siebten Sonntag nach Pfingsten

Mt. 7:15-21 (Nr. 32, 3. Juli 2005)

Das heutige Evangelium ist demjenigen, der der Tradition treu geblieben ist, nur allzu gut bekannt. Es wird fast immer auf die wahrhaft katastrophalen Folgen des Pseudokonzils, des zweiten Vatikanums angewendet. Dies an sich zu recht, denn an den Früchten erkennt man den Baum. Wenn die sogenannte "katholische" Kirche, die Johannes Paulus II. die "Kirche des Neuen Advents" nennt, ein Hort der Homosexuellen, der Kinderschänder und vor allem der Häretiker ist, wenn der Papst mit anglikanischen, als Bischof verkleideten Laien gemeinsam den Segen spendet, den Koran als "heiliges Buch" verehrt und küsst und mit Animisten deren satanische Rituale am Togosee in Kamerun praktiziert, dann muss man nicht nur dem Irrtum der Sedisvakantisten mit grösstem Verständnis begegnen, sondern auch das Herrenwort des heutigen Evangeliums bedenken, woraus alleine schon klar wird, dass die Reformen der letzten sechzig (!) Jahre kein Werk der Kirche sind.

Dennoch irrt man, wenn man das Gewicht des heutigen Evangeliums auf die Irrtümer der Lehre verlegt, denn das ist nicht die Botschaft Christi:

In den zwei Sätzen vor dem Evangelientext spricht Christus vom breiten Weg in die Hölle und dem schmalen Pfad in den Himmel. In diesem Kontext ist das Folgende zu verstehen.

Wenn der Christ vor der Wahl des Weges steht, dann wird er bald von einigen Wegweisern umgeben sein. In der Zeit des Alten Testaments waren das die Propheten. Darum spricht Christus von den falschen Propheten. Sie sind Wölfe im Schafspelz, das heisst sie tun so, als ob sie zur Herde gehörten, sind aber unter dieser Verkleidung rücksichtslose Egoisten, wenn nicht noch schlimmeres (Hochmut oder gar Satanismus sind schlimmer!). Ihr Schafspelz ist die äussere Demonstration ihres allzu braven Christentums. Sie gewinnen das Vertrauen der anderen Mitglieder der Herde, indem sie sich als Propheten der Vernunft und der Befreiung ausgeben, oder indem sie alles mögliche unternehmen, um den Eindruck der Heiligkeit auszustrahlen.

Erstere sind die obergescheiterten Häretiker, die auf Kosten des kirchlichen Lehramtes so scheinbar vernünftige Kompromisse wie verheiratete Priester, weibliche Priester und – welche Überraschung – ein Nachgeben gegenüber dem sechsten Gebot als zeitgemäss und modern und überhaupt notwendig propagieren. Derjenige, der der Tradition treu ist, braucht diese Wölfe nicht fürchten.

Letztere aber müssen wir fürchten: Sie sind dem Glauben und der Tradition verpflichtet, beten eifrig, opfern viel, alles an ihnen scheint rechtgläubig. Es sind die Scheinheiligen, oft im Priesterrock. Da gab es einen Priester, der zu einer Hochzeit geladen war. Bevor er losfuhr, vertilgte er ein opulentes Mahl zuhause und auf die erstaunte Bemerkung, dass er doch kurz vor einem Hochzeitsmahl stünde, sagte er: "Nein, nein. Vorsicht! Dort darf man nicht den Eindruck geben, dass man ein Schlemmer wäre." Was hätte ein völlig normaler alter Dorfpfarrer diesem erzählt?! Bei einer anderen Gelegenheit beschwerte sich ein Seminarist bei einem Vorgesetzten, dass dieser ihn unmenschlich behandle, worauf dieser die bemerkenswerte Antwort gab: "Ein Priester muss übernatürlich sein, nicht menschlich." Was hätte der heilige Pius X. diesem Priester gesagt, der hier die Gnadenlehre des heiligen Thomas Aquinas, wonach die Gnade der Natur bedarf, um hundertachtzig Grad verkehrte? "An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen." Es ist ein Naturgesetz, dass kein Baum Früchte einer anderen Art hervorbringen kann, und so verrät der angeblich so Heilige seine wahre Gesinnung, wie die beiden obengenannten Priester. Sie können noch so viele Verdienste haben, sie sind die falschen Wegweiser. Der erste Priester predigt durch sein eigenes Beispiel den Schafspelz, indem er nicht die Enthaltbarkeit, sie selbst nicht habend, sondern das Vorzeigen derselben empfiehlt. Er züchtet nicht die echten Tugenden unter den Gläubigen, sondern den Pharisäismus. Der zweite Priester geht noch einen Schritt weiter: Er vermutet sich selbst im

Gnadenstand und schliesst daraus, dass alle Tugenden in ihm sind. Dass er das auch noch predigt, ist zerstörerisch. Glaubt er etwa, dass ein von Natur aus liebloser Mensch nur die Sakramente empfangen muss, um vor Liebe zu strahlen? Gibt dem Dorftrötel die Firmung das Licht der Weisheit? Gibt dem Jähzornigen die Beichte die Sanftmut? Der erste Priester glaubt, es genügt, die Tugenden vorzuexerzieren und weiss nicht, dass sie nur auf der Liebe wachsen können. Der zweite Priester glaubt, man muss diese gar nicht übermässig vorexerzieren, sie kommen mit dem übernatürlichen (= sakramentalen) Opferleben. Hat er die Weisheit der ersten Väter in der Wüste vergessen, dass man, wenn man alle Untugenden besiegt hat, vor der schlimmsten Sünde des Hochmutes stehen kann?

Der dritte Fehler ist dann die Konsequenz: "Die Betrachtung ist fast noch wichtiger als das Brevier," sagte ein dritter Priester. Die Betrachtung aber ist der subjektive Blick auf die Heilige Schrift, das Brevier aber das objektive Lesen und Beten derselben.

So werden dann die Gläubigen geformt durch die vorgezeigten Tugenden, die Lieblosigkeit im Namen des Übernatürlichen und das subjektive Verständnis der Heiligen Schrift, statt der frommen Unterordnung unter die liebevollen Worte Christi und die Lehre der Kirche. Die Früchte sind verschreckte Gläubige, schmelzende Gemeinden, sich leerende Seminare und ein Aufblühen der Pharisäer und der religiös Wahnsinnigen.

"Nicht jeder, der mich Herr, Herr, anredet, wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters tut, der im Himmel ist."

Mit dem Wort "Herr" meint Christus nicht die spätere häufige Bezeichnung im Neuen Testament, sondern die Ansprache an den Vorgesetzten. Diese äussere Ehrbezeichnung, z.B. durch die Teilnahme an der Sonntagsmesse und den knieenden Empfang der hl. Kommunion, die Wallfahrt, Sühnenacht und Kreuzwegandacht, genügt nicht, vielmehr ist die Grundeinstellung nötig. Der Mensch urteilt allzu gerne nach einzelnen Taten und Erscheinungsformen. Gott aber vergibt "sieben Mal siebenzig Mal." Er schaut aus dem Licht des Allwissenden auf die Grundeinstellung, die ständige Bemühung. Wenn man die Grammatik des griechischen Textes untersucht und den Kontext betrachtet, sieht man, dass Gott nicht fragt: "Was hast du getan?" sondern "Was bist du?"

Selbstverständlich ist die Todsünde ein Bruch im Verhältnis mit Gott und ist immer schwere Bosheit, wengleich sie nicht aus der Bosheit heraus geschieht, was meistens nur beim Teufel der Fall ist. Darum ist auch hier die Grundeinstellung wichtiger, denn nur aus ihr kann die Sünde wider den Heiligen Geist, also die nicht bereubare kommen. Christi Aufforderung betrifft also die Grundeinstellung, die ständige, schlimmstenfalls in der Schwäche unterbrochene Bemühung, den Willen des Vaters zu tun.

Hier können auch wir alle Wölfe im Schafspelz werden, wenn wir den falschen Hirten folgen, die uns das äusserliche Vorzeigen der Tugenden, die Lieblosigkeit und die Betrachtung der eigenen Perfektion als Wegweiser geben. "Wie der Herr, so's Gscherr," sagt man im Österreichischen.

Wir aber haben, wie Christus sagt, nur einen Herrn, seine wahren Diener erkennen wir zuerst an der Liebe, denn, wenn wir die nicht haben, versetzt unser Glaube vielleicht Berge, aber für nichts und wieder nichts.

Monatsbrief zum achten Sonntag nach Pfingsten

Lk. 16:1-9 (Nr. 9, 3. August 2003)

Das heutige Evangelium wird manchmal nicht verstanden, weil der Herr einen ungerechten Verwalter lobt. Dabei übersieht man, dass Er seine Klugheit hervorhebt, die Tugend *prudentia*, was wortwörtlich – von *providere* stammend – als vorausschauende Umsicht gesehen werden muss. Mit der *prudentia* handelt der Mensch nicht aus dem Impuls heraus, auch nicht aus einer festgefahrenen egoistischen Einstellung, sondern unter objektiver Abwägung der Wirkung seines Handelns auf die Zukunft. Dies ist die *recta ratio agendi*, die richtige Vernunft des Handelns. Christus bezieht sich keineswegs nur auf die eingegossene und daher vom Gnadenstand abhängige Kardinaltugend der *prudentia*, sondern auf die Klugheit im allgemeinen, nicht aber auf die Schlaueit, die meistens nur Karikatur der Klugheit ist.

Viele Rigoristen und Moralisten stossen sich an diesem Evangelium, weil sie nicht wahrhaben wollen, dass der Diebstahl des Verwalters nicht Gegenstand des Gleichnisses ist!

Dies ist einfach zu verstehen, warum aber schreibt Christus diese Tugend den Kindern dieser Welt zu und nicht denen des Lichtes, die doch aus dem Gnadenstand sich der eingegossenen Tugenden erfreuen?

Weil dem nicht immer so ist.

Verstehen wir das endlich einmal richtig! *Gratia praesupponit naturam*, sagt Thomas, die Gnade setzt die Natur voraus und: *gratia non tollit naturam*, die Gnade nimmt die Natur auch nicht weg, obwohl nach der Beurteilung der klerikalen Praxis viele Obere daran zu glauben scheinen. Wenn jemand strohdumm ist, bekommt er auch mit der Beförderung nicht mehr Weisheit. Der grosse heilige Pfarrer von Ars erhielt mit seiner Priesterweihe auch nicht mehr Intelligenz. Seine Liebe war so gross, dass ihm Gott die ausserordentliche Gnade der Seelenschau – *gratia gratis data* – zuteil werden liess, womit er der berühmteste Beichtvater seiner Zeit wurde. Eine ausserordentliche Gnade über der Standesgnade der Priesterweihe vorauszusetzen, wäre allerdings krasse Vermessenheit. So verhält es sich auch mit der Klugheit.

Gerade die Kinder des Lichtes neigen oft zur jener Form der Selbstgefälligkeit, dass sie vermeinen, mit der sakramentalen Gnade alles zu erhalten, während die Kinder der Welt, die sehr oft das Übernatürliche leugnen, auch in ihrem eigenen Bewusstsein von ihren natürlichen Begabungen abhängig sind. Manchmal giesst dann der Klerus Öl in das Feuer der weltlichen Skeptiker und Wasser in die Asche der selbstgefälligen Katholiken mit der Aufforderung, "sich nicht den Kopf zu zerbrechen, sondern einfach zu glauben." Indem so mancher Priester die natürlichen Begabungen der Gläubigen abzuschalten versucht, oft um in seiner eigenen Ignoranz nicht durch kluge Fragen entlarvt zu werden, stösst er seine Schafe, die Kinder des Lichtes, weiter in ihre unkluge Weltfremdheit hinein und überzeugt durch Abschreckung den ausstehenden Skeptiker, das Kind der Welt, noch mehr von seinen eigenen natürlichen Begabungen.

Tragisch wird dieser Mangel an Klugheit, wenn ein Familienvater vor lauter Beten und Betrachten seinen Beruf und damit seine Familie vernachlässigt. Ihm fehlt das Beispiel des hl. Thomas Morus: Er schwieg und flüchtete, solange es ging, erst als der König ihn zum Meineid zwingen wollte, empfahl er seine Familie Gott und ging in sein Martyrium. Sir Thomas More vermied einen weiteren Fehler vieler Katholiken, nämlich den Egoismus vom irdischen Gut in das himmlische zu verschieben, ohne sich um das Schicksal anderer zu kümmern. Damit wird das Kind des Lichtes schlechter als das Kind der Welt, das ja die sakramentale Gnade nicht hat.

Auf diese Erörterung der Klugheit folgt der Aufruf: "Macht euch Freunde mit dem ungerechten Mammon, damit sie euch, wenn euer Ende kommt, in die ewigen Wohnungen aufnehmen." Mammon, eigentlich *mamon*, ist das was man in seinen Besitz gebracht hat, also nicht bloss Geld, sondern jegliches Gut. Ungerecht ist der *mamon* generell, wenn es sich um Vermögen handelt, das aus einer unrechten

Handlung selbst stammt, wie im Falle des Diebstahls und Raubes. Dass auch ein Robin Hood nicht gerechtfertigt wäre, hat schon Augustinus festgestellt. Relativ ungerecht ist der *mamon*, wenn man die ungerechte Verteilung selbst legitimer Güter auf dieser Welt bedenkt, denn auch hier muss man das Wort *iniquitas* besser verstehen: Ungleichheit, Irregularität, böses Vorurteil, Einseitigkeit, etc. *Iniquus* ist der *mamon* daher auch, wenn man seine Hoffnung daran hängt oder durch ihn in Versuchung gebracht wird. Ganz offensichtlich bezieht sich Christi Aufforderung auf letztere Form des *mamon iniquitatis*, aber warum? Sagt er nicht: "Sorget nicht für euer Leben" (Mt. 6:25)? Warum sollen wir uns Freunde mit dem *mamon* machen, damit, wenn "es zu Ende geht" wer uns wann in "die ewigen Tabernakel" aufnimmt? Sehen wir uns den garantiert authentischen Text der Vulgata an: "Et ego vobis dico: facite vobis amicos de mammona iniquitatis: ut, cum defeceritis, recipiant vos in aeterna tabernacula." *Cum defeceritis* heisst nicht "wenn es zu Ende geht," sondern "wenn euch etwas mangelt." Das nämlich sagt Christus und meint eindeutig die Vorsorge, die materielle der Weisen und die moralische der Heiligen: die *prudentia sanctorum*. Gerade die Heiligen wissen, dass sie von der Barmherzigkeit Gottes abhängig sind und statt sich in der Selbstgerechtigkeit zu täuschen, tun sie Gutes für die eigene Seele. Sie sorgen moralisch vor, wie eben Eltern materiell für ihre Kinder sorgen müssen und "erkaufen" sich den Himmel.

Mit den "ewigen Tabernakeln" bricht Christus aus dem Gleichnis aus. Sprach Er bisher von der natürlichen Tugend der Klugheit, so schliesst Er jetzt mit der übernatürlichen. Dieser Ausbruch ist kein Einzelfall: Im Gleichnis spricht Christus über natürliche Verhältnisse und Vorgänge, dann bricht Er aus und spricht klar (*palam loqui*), meist über das Himmelreich (Cf. Mt.13, etc.). So ist es auch hier.

Die Vorsorge, die *prudentia sanctorum*, ist das Predigtobjekt des heutigen Evangeliums, dem Paradegleichnis gegen die Pietisten, denen eine vor allem äusserliche Frömmigkeit über die Heiligkeit geht. Ohne das Gebet kann natürlich niemand Christ sein, aber nur zu beten ist auch nicht sinnvoll. Mit dem Gebet müssen wir Gott preisen, ihm danken und dürfen Ihn um etwas bitten, genau in dieser Reihenfolge und Ordnung. Aber vergessen wir das Denken nicht! Die *prudentia*, die *recta ratio agendi*, ist die richtige Vernunft des Handelns, nicht *recta precatio agendi*! Der Verwalter erkennt, dass er in Gefahr ist, alles zu verlieren, aber er wirft sich nicht auf die Knie, sondern denkt nach. Das lobt Christus und das will Er, denn der Schöpfer hat uns nicht mit Intelligenz ausgestattet, damit wir damit nur Gebete auswendig lernen. Wir müssen unser Gehirn benutzen für die erstrebenswerten Objekte der Vorsorge, im übernatürlichen wie im natürlichen: *Est quaestus magnus pietas cum sufficientia* (1Tim 6:6-12). Das heisst weder: "Frömmigkeit, verbunden mit Genügsamkeit ist ein grosser Gewinn" (Schott), noch: "Ja, die Frömmigkeit ist eine gute Quelle des Erwerbes, dann, wenn sie mit Genügsamkeit verbunden ist" (Riessler-Storr). O Graus! Die *sufficientia* ist nicht die Genügsamkeit, sondern der Zustand, in dem man alles Nötige hat (Cf. *Summa Theologiae*, I, q.26, a.1, 1m; I-II, q. 3, a.2, 2m; etc), also eine Art Wohlstand, aber nicht Reichtum. Dies sind die Ziele der *prudentia*.

Beten alleine reicht nicht, wir müssen nachdenken!

Monatsbrief zum neunten Sonntag nach Pfingsten

Lk. 19:41-47 (Nr. 21, 1. August 2004)

Der Pilger, der sich früher einmal Jerusalem näherte – heute wird man das wohl etwas anders sehen müssen – freute sich gar sehr, das Ziel seiner mühsamen Pilgerfahrt erreicht zu haben, Christus aber weint beim Anblick Seiner Stadt. Er weint nicht über den Kalvarienberg, den Ort Seiner bevorstehenden und unvorstellbaren Leiden, Er weint nicht über Seine kommende Verurteilung durch einen römischen Bürokraten, dem seine Karriere wichtiger ist als ein Toter mehr oder weniger. Er weint über das künftige Schicksal der Stadt, die Seine Gnade ablehnt und deshalb im Jahre 70, vierzig Jahre nach der Ermordung des Menschensohnes das Strafgericht erhalten wird: Kaiser Titus wird die Stadt umzingeln, aushungern, einnehmen, zerstören und seinen Feldzug im Titusbogen am römischen Forum, den die Juden heute noch nicht durchschreiten, verewigen. Genau, wie Christus es in diesem Evangelium beschreibt, war er vorgegangen und hatte keinen Stein auf dem anderen gelassen. Jerusalem nach Titus Feldzug muss einem Zweifel gegeben haben, dass die Stadt jemals bewohnt war. Natürlich weint Christus nur nebenbei über den Untergang der schönen Stadt. Er ist nicht der Erlöser der Städte oder der Architektur, sondern der Menschen. In dieser Stadt, die seine Erlösungsgnade so kollektiv zurückweisen wird, sieht er die unzähligen Menschen, die vorher und nachher individuell dem Satan ihre Seele so überlassen, wie die einstmaligen so mächtigen Priester dem Titus die Stadt. Wie jeder Mensch, so wehrten sich auch die Juden gegen die Römer, aber wie jeder Mensch waren sie ohne die Gnade des Himmels zum Scheitern verurteilt.

Christi Tränen sind keine Sentimentalität für Seine "Hauptstadt", sondern Ausdruck Seiner – im zeitlichen Sinne – enttäuschten unendlichen Liebe für die Menschheit, die er zu diesem Zeitpunkt seit ungefähr 37 Jahren teilte.

Dann geht unser Herr in die Stadt und in den Tempel und sieht die Tische der Händler und Geldwechsler. Man muss verstehen, dass die angebotene Ware mit dem Tempel und dem Gottesdienste zu tun hatte, dafür sorgten schon die buchstabengetreuen Pharisäer und ebenso waren die Tische der Geldwechsler nicht irgendwelche Banken im modernen Sinne, angesichts derer jeder Pharisäer erleichen würde, sondern jene Tische, an denen die profane Münze gegen die dem Tempel entsprechende heilige Münze ausgetauscht wurde – nicht ohne, aber im Vergleich zu modernen Banken bescheidenen, Profit.

Der Platz war nicht der richtige. Genauso wie ein Kitsch-Souvenir-Laden in der rechten hinteren Ecke von St. Patrick's in New York – zusammen mit den neuliturgischen Scheusslichkeiten – die Ruhe des Tempels stört, war dies in Jerusalem der Fall. Christus geht scharf dagegen vor. Das hiesige Evangelium verschweigt, was Johannes uns versichert (2:14-15):

"Er fand im Tempel die Verkäufer von Ochsen, Schafen und Tauben und die Wechsler da sitzend. Da machte er eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus, auch die Schafe und Ochsen und stiess die Tische um und verschüttete das Geld der Wechsler."

Hier ist Christi gerechter Zorn und Seine Wut deutlich bezeugt.

Um den Tempel, der so entweiht worden war, wie auch der Verkauf des Heiligen, die Simonie alles entweiht, wieder heilig werden zu lassen, lehrte Er, der wahre Rabbi "täglich im Tempel."

Obwohl die meisten Seiner Zuhörer vielleicht Seinem Worte gegenüber durch Verblendung, Stolz und einfaches Desinteresse immun blieben, so lässt sich Christus nicht entmutigen: Wie Pius X., der eine ganze Nacht sich ruhelos wälzte, weil er nicht wusste, wie er am nächsten Tag einen Priester retten sollte, der austreten wollte, so gab Christus – menschlich gesehen – nicht die Hoffnung auf, die Anwesenden zu erleuchten. So manch anderer Papst mit dem Namen des Pius hätte diesen Priester der Bürokratie und

damit dem Untergang ausgeliefert. Pius X. war erfolgreich. So hatte es Christus vorexerziert. Die ergrauten weisen und geweihten Männer verschliessen ihr Herz, das Volk liebt Ihn.

Und doch zeigt uns diese Schriftstelle noch etwas sehr persönliches über Christus, das nur wenige Menschen gewillt oder imstande sind zu sehen:

Jesus zeigt uns in diesem Evangelium Seine Tränen, Seine Trauer und Seine Bestürzung, danach zeigt Er uns Seinen gerechten Zorn und Sein Durchsetzungsvermögen, indem Er die Händler im Tempel nicht in dem – von Paul VI. gewünschten Dialog – von der Unrichtigkeit ihres Handlungsortes zu überzeugen versucht, sondern sie mit Ruten (!) aus dem Tempel treibt. In der Passion wird Er uns Seine Schmerzen zeigen und im Johannesevangelium zeigt Er uns Sein Selbstbewusstsein: "Bevor Abraham war, ICH BIN" (8:58). Sogar eine Direktheit findet man bei Ihm, mancher Mensch würde sie als Frechheit bezeichnen: "Wusstet ihr denn nicht, dass Ich in dem sein muss, was Meines Vaters ist?" (Lk. 2:49)

Wenn man in jenem Punkt der Leidenschaften und der Emotionen, eigentlich aber in dem Ausdrucke Seines Gemütes das Evangelium durchsucht, dann findet man in der Biographie des Menschensohnes eine eigentlich sehr grosse Lücke. Es handelt sich um eine Unterlassung oder sogar bewusste Vorenthaltung einer grundsätzlichen menschlichen Eigenschaft, die gar nicht das Resultat der Erbsünde sein kann – denn dann könnte sie Christus nicht haben. Es handelt sich um die erste wahrnehmbare menschliche Eigenschaft im Neugeborenen, um jene Eigenschaft, die eben das kleine Kind von dem Darwin-suggestierten Affen unterscheidet. Es handelt sich um jene Eigenschaft, ohne die wir – aus dem ganz normalen Hausverstand heraus – jeden Menschen zwischen trocken und uninteressant bis bedrohlich einstufen. Es muss sich – wie der grosse Chesterton sagt – bei dieser Eigenschaft um etwas handeln was Christus vor uns verborgen hielt: "Ein Ding gab es, das zu gross war, als Gott es uns gezeigt hätte, als er auf unserer Erde einherwandelte; und manchmal dachte ich, dass es vielleicht sein Frohsinn war" (Orthodoxy, letzter Satz).

Der Humor, als Ausgelassenheit und derber Witz verstanden, kann gar nicht in Gott sein, aber ist auch im Menschen eher sündhaft. Der Humor aber, der sich an der Komik der Dinge und der Situation erfreut, ist ja der eigentliche erste Beweis des Unterschiedes zwischen dem Menschen und dem Tier. Das kleine Kind kichert, wenn man sich versteckt, wenn man sich ungewöhnlich verhält, es lacht nicht auf Kosten von Anderen, dazu ist es noch zu unschuldig. Und dieser unschuldige, angeborene Humor soll keine Eigenschaft Gottes sein? Ist es nicht Lästerung, wenn man Gott jene Eigenschaft abspricht, die dem Kind unmittelbar nach dem instinktiven Wahrnehmen der Mutterliebe die erste Seligkeit verschafft? Humor ist auch dann nicht in sich schlecht, wenn er auf Kosten Anderer geht, er ist nur defekt!

Maria hatte keinen steifen Papst zum Sohn, der immer nur in Segensgeste starr dreinblickt, wie in pietistischen Darstellungen, sie hatte ein völlig normales Kind, wenn man von der Sünde absieht. Entweder ist der Humor oder die Fröhlichkeit also Sünde, oder Christus hatte sie! "*Risus erit in beatis*", "Das Lachen wird in den Seligen sein," sagt der heilige Thomas (Quol. 11, 6, ad1m). Die Vision des engelsgleichen Doktors, dass alle seine Schriften Stroh wären – *tutto paglia* – dürfte sich wohl auf drei Dinge beziehen: Die absolute Einfachheit Gottes, Seine Liebe und Seinen Humor.

Monatsbrief zum zwölften Sonntag nach Pfingsten

Lk. 10:23-37 (Nr. 33, 7. August 2005)

Die ersten beiden Sätze des heutigen Evangeliums sind aus dem Zusammenhang gerissen. "Alles ist mir von meinem Vater übergeben. Niemand weiss, wer der Sohn ist, als nur der Vater, und niemand, wer der Vater ist, als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will." Das erklärt den nächsten Satz. Könige und Propheten wollten Gott sehen, was aber niemand kann. Nur wer Gott voll und ganz erkennt, besitzt die vollständige Weisheit Gottes. Darum besitzt der Sohn dieselbe Weisheit wie der Vater. Deswegen ermutigt Christus die Apostel in ihrem Weg der Demut: "Selig die Augen, die sehen, was ihr sehet." Sie blicken tatsächlich auf Gott.

Gerade hier eröffnet sich vielen Gläubigen ein Fehlschluss: "Wäre ich doch nur damals dabeigewesen..." Gilbert Keith Chesterton gibt die einzig richtige Antwort: "Damals war es nur wenigen Auserwählten gestattet, dem Herrn so nahe zu sein, wir brauchen nur in die nächste katholische Kirche gehen" (Chesterton starb 1935, aber im Prinzip stimmt seine Äusserung heute noch). –

Nun folgt das Gleichnis vom barmherzigen Samariter.

Christus wird von einem Gesetzeslehrer angesprochen, um von ihm versucht zu werden. Dies geschah öfters und bedeutete nicht notwendigerweise eine Handlung der Bosheit. Vielmehr waren gerade die Gesetzeskundigen verunsichert bezüglich der rechten Grundeinstellung Jesu, nachdem sie von ihm so viel Ungewohntes gehört hatten.

Er stellt also die wichtigste Frage, die es überhaupt gibt: Wie kann ich meine Seele retten? Auf die Gegenfrage des Herrn antwortet der Fragesteller blitzschnell und auswendig das, was die frommen Juden ständig auf ihren Gebetsriemen und Erinnerungszetteln trugen, statt in ihren Herzen. Jesus bestätigt ihn in seiner Antwort, worauf die in den verschiedenen Schulen umstrittene Frage zurückkommt: "Wer ist mein Nächster?"

Der jüdische Nationalstolz machte es fast unmöglich, jemanden als den Nächsten zu sehen, der nicht frommer Jude war. Diese Herzenshärte, die auch Jesus in der Bergpredigt erwähnt, war sicher das Resultat eines falschen Standesbewusstseins. Die Juden waren nicht dankbar, sondern stolz darauf, das auserwählte Volk zu sein, so wie man das auch im Klerus finden kann. Gleich so vielen Priestern, die nicht bereit sind, einem nicht traditionellen Katholiken zur Verfügung zu stehen, sahen sie den Nichtjuden als Fremden, mit dem man nichts zu tun haben muss. Es gab in ihrer Nächstenliebe keine Weite.

Christus bringt nun ein Gleichnis, das so einfach gehalten ist, dass der Gesetzeslehrer auf die richtige Antwort kommen musste:

Von Jerusalem nach Jericho geht man ca. fünf Stunden, vorbei an Schluchten, Felsen und (damals auch) Gebüsch und Gestrüpp. Es war eine Landschaft, die sehr gut geeignet war, um Räubern Deckung zu geben. Jericho selbst war seit der Zeit des Elias, in der dort eine Prophetenschule entstand, eine Priesterstadt. Es war daher naheliegend, Leviten und Priester zwischen Jericho und der heiligen Stadt unterwegs zu sehen. Sie kannten die Worte Gottes über die Nächstenliebe sehr gut, aber sie hatten die Liebe nicht. Der Priester sieht den Halbtoten, lässt ihn aber liegen, schliesslich war seine Dienstzeit zu Ende und damit ging ihn das Opfer nichts mehr an. Das erinnert an einen Pfarrer in Wien, der telefonisch nicht erreichbar ist, auch nicht für einen Versehgang (!) und dessen Sprechstunde für eine Gemeinde mit 8000 Mittwoch zwischen elf und zwölf Uhr ist. Das Phänomen ist offenbar nicht neu. So sagt schon Malachias: "Man hängt ja an des Priesters Lippen; aus seinem Mund sucht man Belehrung, Unterweisung; des Herrn der Heerscharen Bote ist er ja. Ihr aber seid vom Wege abgewichen, habt vielen gar Veranlassung zu Straucheln am Gesetz gegeben" (Mal. 2:7s.).

Man hat damals oft darüber gestritten, ob ein Fremder ein Nächster ist, der Priester und der Levit aber sehen nicht einmal nach. Sie gingen einem Beruf nach, nicht einer Berufung. Glaube, Liebe und Hoffnung spielten für sie keine Rolle, entweder sie waren im Dienst oder eben nicht. Das Priestertum ist eben weder Beruf, noch Steckenpferd, im ersteren hält man sich an Dienststunden und -vorschriften, im letzteren wird die Ausübung des Kultes und der Devotionen Selbstzweck. Das Priestertum ist ein Leben in der Nachfolge Christi, das heisst, zuallererst in der Liebe.

Ausgerechnet ein Samariter auf Geschäftsreise hat nun Mitleid mit dem Halbtoten und teilt mit ihm seine Zeit, sein Gut und Geld und seine Aufmerksamkeit. Der im jahrhundertealten Hass von den Juden dermassen Verachtete, dass sie sicher nicht einmal den Namen des Samariters in den Mund genommen hätten, zeigt nun ein geschultes Gewissen, erinnert sich der Worte des Moses und des Tobias und wendet sein Antlitz nicht ab.

Jesus fragt den Gesetzeslehrer nach dem, der hier der "Nächste" war. Selbst jetzt nimmt dieser Formalist den Namen des Samariters nicht in den Mund, sondern antwortet mit der Geschraubtheit eines Politikers: "Der, welcher Barmherzigkeit an ihm geübt hat." Jesus übergeht die Form der Antwort, Er geht auch nicht auf deren Richtigkeit ein, denn das Wissen um das Objekt der Nächstenliebe hat noch nie welche verliehen, Er gibt die einzig richtige Interpretation des heruntergeleiteten Gebotes der Gottes- und der Nächstenliebe: "Gehe hin und tue du desgleichen."

Was tat nun der Samariter? Wir erfahren im Gleichnis nicht, ob der Halbtote Jude, Samariter oder sonst ein Fremder war, wozu auch? Der Priester und der Levit lassen ihn liegen und der Samariter hilft ihm, gleich welcher Herkunft. Das ist ja der eigentliche Sinn der Nächstenliebe. Ich liebe ja meinen Nächsten nicht, weil er so ein lieber Zeitgenosse ist, oft ist das Gegenteil der Fall, sondern, weil es Gebot Gottes ist. Gott sagt eben: Betrachte jeden Menschen, wie dich selbst. Er ist so wie du Mein Geschöpf, mit einer unsterblichen Seele, die gerettet werden muss. Wieviele Menschen haben die Heiligen der Kirche ohne ein Wort bekehrt, indem sie ihnen zeigten, was die wahre chrstliche Nächstenliebe ist? Wieviele Menschen hat der Klerus der Kirche durch seine Lieblosigkeit, ja Schandtaten entfremdet? Ein durch und durch rechtgläubiger Priester, der völlig der Nächstenliebe entbehrt, ist mindestens so gefährlich wie ein an sich liebevoller Priester, der aber Modernist, Achtundsechziger und halber Hippie ist.

Der Samariter mag nicht so orthodox gewesen sein, aber er erinnerte sich der alten Weisheit: "Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem and'ren zu" (vgl. Matth. 7:12). Er erschrickt bei dem Gedanken, dass es ja er hätte sein können, der unter die Räuber fiel, zudem hat er ein Herz. Wen rührt der Anblick eines Halbtoten auf dem Wege nicht?

Man kann sich vorstellen, wieviele Heiden, unter ihren hartherzigen Völkern aufgewachsen, später die Heilsbotschaft Christi schon deswegen voller Freude aufgenommen haben müssen. "Seht, wie sie einander lieben," sagte Plinius der Jüngere später über die Christen (heute wird der Satz nur noch in Sarkasmus und Zynismus zitiert).

Christus beweist auch in diesem Evangelium, wie Er geradezu als schmutzig betrachtete Konzepte durch Seine Heilsbotschaft aufwertet und ins Gute verkehrt: Die Juden wollten das Wort "Samariter" nicht einmal in den Mund nehmen. Seit zweitausend Jahren spricht die Christenheit in Verehrung vom "barmherzigen Samariter". Cicero weigerte sich, das Wort *crux*, "Kreuz" in den Mund zu nehmen. Wir grüssen es als unsere letzte Hoffnung: *Ave crux, spes unica*.

Monatsbrief zum dreizehnten Sonntag nach Pfingsten

Lk. 17:11-19 (Nr. 10, 7. September 2003)

Die Dankbarkeit gehört zu den seltensten Tugenden unter den Christenmenschen, Gott sei es geklagt! Wenn man das Evangelium auch in diesem Punkt als aufschlussreich sehen darf, dann sind gerade zehn Prozent der Menschen dankbar...

Christus heilt also zehn Aussätzige und sie gehen, um sich den Priestern zu zeigen, die die Heilung zu bestätigen hatten. Einer nur kehrt zu seinem Wohltäter zurück, um ihm zu danken. Interessant ist nicht nur der betrübliche Prozentsatz, sondern die Identität des einzigen Dankbaren.

Bei Gott gibt es keine Zufälle, und auch in diesem Lehrfall ist die Übereinstimmung aus der Vorsehung Gottes geplant, denn Gott wirkt kein Wunder aus der Barmherzigkeit alleine. Das kann Er gar nicht. Wenn in Gott alle Eigenschaften eins sind in Seinem absolut einfachen Sein, dann kann nicht nur eine Eigenschaft dem Wunder zugrunde liegen, höchstens im Sinne einer Unterscheidung. Alle Wunder haben auch einen Lehrcharakter. Wie im Gleichnis mit dem barmherzigen Samaritaner, ist das auch hier der Fall.

Den Ausgestossenen gibt es im Christentum nur als schwerste Strafe: selbst die richterliche Exkommunikation macht einen Christen noch nicht dazu, erst der Stand des *excommunicatus vitandus*, des – per Dekret – zu vermeidenden Exkommunizierten. Die schlechte Praxis, die sich in der Kirchengeschichte immer wieder gezeigt hat und die heute noch existiert, sowohl in der Kirche des Neuen Advents als auch unter den Traditionalisten, erinnert allerdings an den Zustand unter den Juden zur Zeit Christi. Die Samaritaner sind das klassische Opfer der Undankbarkeit und Lieblosigkeit: Als die Juden aus dem babylonischen Exil zurückkehrten, kamen ihnen die Samaritaner freundlich entgegen und wollten sich am Wiederaufbau des Tempels beteiligen, wurden aber zurückgewiesen. Die dadurch entstandenen Streitigkeiten führten dann zur unauslöschlichen Feindschaft. So ist auch unter den Katholiken diese krasse Undankbarkeit sattem bekannt. Einen grosszügigen Wohltäter zu fragen, was er denn mit seiner Spende bezwecke oder ihm vorschreiben zu wollen, was er zu spenden hätte, oder ihm auch noch Bedingungen zu stellen, das können grosszügige und dankbare Menschen sich gar nicht vorstellen, dennoch wird diese Sünde oft begangen, ja sogar von Priestern, die offenbar nicht sehen, dass sie, unbeachtet ihres ewigen Amtes, gar keine Christen mehr sind:

Das Christentum predigt nicht nur die Dankbarkeit, es ist Dankbarkeit! Jeder wirkliche Christ kennt die Begriffe: Gefallen, Bereitwilligkeit, Zuneigung, Gunst, Huld, Freude, Freundschaft, Dankbarkeit, Danksagung, Nachsicht, Wertschätzung, Popularität, Beliebtheit, Ansehen, Einfluss, Kredit, gratis, Attraktivität, Charme, Charisma, Anziehungskraft, vor allem aber Gnade und Caritas. Alle diese Begriffe haben im Lateinischen eine Übersetzung oder sind in diesem Wort enthalten: *gratia*, auf griechisch: *cháris*. Das ist das Höchste im Christentum, wo sich Dankbarkeit und Liebe nicht trennen lassen.

Es ist unmöglich Christ zu sein, ohne das Kreuz und seine Bedeutung als Opfer, Schmerz, Leiden, Reue, Sühne, Hingabe und Gehorsam, wie sich eben durch die Heilsgeschichte das Kreuzzeichen mit der allerheiligsten Dreifaltigkeit verbindet. Höher aber ist die Liebe, die Freude und die Dankbarkeit, die die Seligen in alle Ewigkeit kennzeichnen. *Gratias tibi ago*, sagt der Lateiner: "Ich tu dir Dank (Gnade, Gefallen, Zuneigung, etc.)." So ist auch das Kostbarste was wir auf Erden haben, das Sakrament, auf das alle anderen hinführen, das Wunder Christi, auf das alle anderen Wunder Christi hinführten: *Sanctissima Eucharistia*! Das Wort *eucharistía*, in seiner christlichen Bedeutung das Wort für Danksagung und Abendmahl, ist im antiken Griechisch – wie im modernen – ganz einfach die Dankbarkeit.

Im Lateinischen ist dieses Wort nicht nur im Konzept der Gnade enthalten, es ist in der Gedankenwelt der Antike unentbehrlich: *grate* (gerne), *grates* (Danksagungen), *gratificatio* (Gefallen, Belohnung, etc.),

gratificor (schenken), *gratiosus* (gefallend, populär, einflussreich, charmant, gefällig, freundlich, nett, zuvorkommend), *grator* (sich freuen, gratulieren, beglückwünschen), *gratulatio* (Danksagung, Gratulation), *gratus* (dankbar), etc. Im späteren Latein, auch dem des Thomas Aquinas ist die Dankbarkeit dann die *gratitudo*, die nichts anderes will, als die Unterscheidungen der *gratia* zu erleichtern.

Was ist nun Dankbarkeit? Die Dankbarkeit ist eine spezielle Tugend, die dem Wohltäter *gratia* zurückgibt (Bleiben wir um der Verständlichkeit Willen bei dem lateinischen Wort *gratia*, um nicht alle seine Bedeutungen wiederholen zu müssen). In seiner *Summa Theologiae* bespricht Thomas die drei Schritte der Dankbarkeit (II-II, q.107, a.2,c.): Erstens, dass der Mensch die empfangene Wohltat anerkennt, zweitens, dass er sie lobt und sich dafür bedankt und drittens, dass er im Rahmen seiner Möglichkeiten an richtiger Stelle seine Dankbarkeit durch eine entsprechende Leistung zeigt, z.B. durch die Flasche Wein oder die Blumen für die Gastfreundschaft. Der undankbare Mensch ist vor allem zu letzterem nicht bereit, obwohl er seinen Dank vielleicht ausspricht. Die Wohltat als solche nicht zu erkennen, ist Dummheit oder Irrsinn, den Dank und das Lob nicht auszusprechen oder das Gegenteil zu tun ("Was wollen Sie denn mit der Spende erreichen?"), ist Lieblosigkeit und Rüpelhaftigkeit, aber die eigentliche Undankbarkeit besteht in der Unterlassung der Gegenleistung. Das wissen viele Menschen gar nicht, wenn sie in ihren Krämerseelen ein Geschenk als selbstverständlich erwarten und die Forderung nach Gegenleistung mit schlauer Berechnung verwechseln.

Dies führt uns zu dem Samariter zurück: Er, der in den Augen der Juden ein Untermensch ist, zeigt als einziger seine Dankbarkeit. Sehr oft ist auch heute der verachtete Ausländer oder der gnostische Konzilskirchler oder der materialistische Neuheide der erste, der sich bedankt und der Musterkatholik aus der traditionalistischen Gemeinde der letzte. Gerade diejenigen, die glauben, sie wären bessere Menschen, weil sie züchtig gekleidet, mit dem Schott unter dem Arm, der Frömmigkeit im Gesicht und dem lieblos in der Routinebeichte erfrischten Gnadenleben zur einzig wahren Sonntagsmesse gehen, sind oft die undankbarsten Kreaturen, weil sie das Erhaltene sich selbst zuschreiben, statt Gott oder – schlimmer noch – das Gottesgeschenk für selbstverständlich halten. Kann das "Gnadenleben" dieser Menschen überhaupt noch eines sein? Natürlich nicht, denn ohne *gratia* keine *gratia*, ohne Dankbarkeit keine Gnade. Viele undankbare Menschen beichten diese Untugend nicht einmal, weil sie sie – schuldhaft! – nicht erkennen. Das hat Pius X. gemeint, als er sagte: "Die meisten Menschen kommen aus Ignoranz in die Hölle." Der Undankbare ist kein Christ!

Wie aber können wir Gott danken? Nicht anders als in den drei, von Thomas erwähnten Schritten: Erstens, in Demut die Geschenke Gottes als gross und unverdient anzuerkennen, zweitens, Ihm dafür im Lobpreis zu danken und drittens, nach bestem Wissen und Gewissen die Gegenleistung zu erbringen, indem wir uns nicht nur heiligen, sondern Ihm auch Freude bereiten durch das eifrige Erfüllen der wirklichen Herzensangelegenheiten Christi und Seiner Mutter: die Verehrung des Herzens Jesu und des Unbefleckten Herzens Mariä.

Immer bitten wir nur! Danken wir Ihm doch zuerst und Er wird uns sogar diese selbstverständliche Pflichterfüllung noch lohnen, so wie Er einzig dem dankbaren Samaritaner die Erkenntnis zuteil werden lässt: "Dein Glaube hat dich gerettet."

Monatsbrief zum vierzehnten Sonntag nach Pfingsten

Mt. 6:24-33 (Nr. 22, 5. September 2004)

Zur Zeit Jesu gab es tatsächlich Sklaven, die im Dienste zweier Herren standen. Seine Zuhörer verstanden also sofort, was Er meinte. "Ihr könnt nicht Gott und dem Mamon dienen." Christus spricht damit ganz und gar kein Besitzverbot aus, das doch ein aus dem Naturrecht, nämlich dem siebenten Gebot entspringendes – im eigentlichen Sinne – Menschenrecht ist. Er hatte Selbst bis zum dreissigsten Jahr mit Joseph und Maria ein eigenes Haus mit Werkstatt bewohnt. Christus aber hat niemals dem Mamon gedient. Besitz haben ist eine Sache, dem Besitz dienen eine andere. Selbst der bescheidene Mensch, der keinen Luxus begehrt, sondern sich mit einer Wohnung mit vielen Büchern und einem vollen Eisschrank zufrieden gibt, "dient" dem Mamon solange, bis er dieses Ziel erreicht hat.

"Sorget nicht ängstlich für euer Leben." Auch hier verbietet Christus nicht die Sorge um das tägliche Leben, schon gar nicht einem Familienvater von acht Kindern, der oft im Beruf unzählige Demütigungen erdulden muss, um seine Arbeit nicht zu verlieren. In der griechischen Übersetzung des Matthäusevangeliums steht nicht das Wort *phrontízo* = denken, bedenken, Sorge tragen: Die Menschen müssen sich sogar um ihren Lebensunterhalt selbst kümmern, nicht nur nach dem Prinzip: "Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott," sondern gemäss der Aufforderung des heiligen Paulus, "in stiller Arbeit sich ihr Brot selbst zu verdienen" (2 Thess. 3:12). Hier aber steht das Wort *merimnáo* = bekümmert sein, grübeln, von *mérimna* = Sorge, Kummer: "Sorget euch nicht ängstlich." Wir dürfen uns nicht von den leiblichen Bedürfnissen derart abhängig machen, dass wir ängstlich in Sorgen und Grübeln versinken, die unsere Seele teilen oder sogar gegen Gott wenden.

Unser Herr kennt aber die Schwierigkeiten, denen ein Mensch in Not ausgeliefert ist und spricht den Trost aus, indem er auf die Vorsehung Gottes hinweist: Der Herr gibt uns Leib und Leben, wird Er sich nicht dann auch um den Unterhalt kümmern? Christus spricht wie immer im Lichte des Glaubens. Dass der Glaube eine Macht ist, weiss jeder, der einmal Kirchengeschichte und Heiligenbiographien gelesen hat. Erinnern wir uns doch daran, wie Papst Pius X. gegen den ausdrücklichen Rat seines anwesenden Sekretärs einen Scheck für eine Million Lire, damals eine phantastische Summe, für einen wohlthätigen Zweck ausstellte mit der üblichen Feststellung: "Deus providebit" (Gott wird vorsorgen). Buchstäblich der nächste Audienzbesucher überreichte dem heiligen Papst eine Spende von einer Million Lire.

Unser Herr, der Allwissende, sieht in den Gesichtern der Menge die Sorgen und er wird noch eindringlicher: Was nützt uns denn all das Grübeln, wenn wir damit nicht einmal unserer "Leibeslänge auch nur eine Elle" hinzufügen können? Aus dem griechischen Text kann man übrigens auch lesen: "der Leibeslänge auch nur eine Elle hinzufügen", was in diesem Zusammenhang sicher mehr Sinn ergibt. Der eigenen Leibeslänge gleich eine Elle hinzufügen, ist ja keine wirkliche Kleinigkeit, aber Jesus will sagen, dass wir mit allen unseren Sorgen unser Leben nicht einmal um eine Kleinigkeit verlängern können. Im Gegenteil, die Wissenschaft beweist, dass man mit unnötigen Sorgen das Leben höchstens verkürzt.

Wenn wir getan haben, was wir können, dann sollten wir uns in die Hände Gottes geben. Sehr oft bestraft der liebe Gott den Mangel an Vertrauen in Ihn, indem Er zulässt, dass unsere Bemühungen tatsächlich nicht ausreichen und die Lage scheinbar hoffnungslos wird.

Wir müssen verstehen, dass Vertrauen und Glaube zusammengehören. Der Glaube ist eben nicht nur das Credo und die Lehre der Kirche. Ich kann noch so fest und so oft den Inhalt des Credo und der kirchlichen Lehrsätze bejahen, ich kann sie in aller Welt predigen, aber wo ist mein Glaube, wenn ich nach getaner Arbeit den Rest des Tages mit sorgenvollem und ängstlichem Grübeln verbringe. Ist es möglich, an Christus zu glauben und kein Vertrauen in Ihn zu haben? Nein!

Das Gegenteil ist der Fall: Ohne Vertrauen kann es gar keinen Glauben geben, denn – philosophisch betrachtet – beginnt jeglicher Glaube mit dem Vertrauen: Die Gläubigen unterscheiden sich von den Gläubigern nur in der Art des Vertrauens. Ich leihe doch kein Geld her, wenn ich kein Vertrauen in den Schuldner haben kann, darum gibt es in unserem ehrlosen Zeitalter auch keinen Kredit ohne Sicherheiten. Der Glaube beginnt eben in der Natur des Menschen mit einem anfänglichen Vertrauen in Jesu Christi Wahrheit, sei es, dass mir Seine Lehre einleuchtet, oder ich dem, der sie mir präsentiert vertraue oder mich die Wunder unseres Herrn überzeugen, dass Jemand, Der das zu tun imstande ist, auch die Wahrheit sagen muss. Es ist schlechteste Theologie, wenn man dem Zweifler entgegenwirft: "Der Glaube ist ein Geschenk Gottes, aus fertig, basta!" Wieviele Bekehrungen sind so durch dumme Priester verhindert worden! Wohl ist der Glaube ein Geschenk, eine Gnade, *gratia*, aber jede *gratia praesupponit naturam*, wie Thomas sagt, jede Gnade setzt die Natur voraus. Das ist nicht umgekehrt so. Darum ist die Kirche auch gegen die Zwangstaufe, denn mit der Taufe erhält man das Geschenk des Glaubens, aber dieses Geschenk kann sehr wohl auf unfruchtbaren, ja sogar vernichtenden Boden fallen und die Gnade sich in Fluch verwandeln. Soll die Gnade des Glaubens auf fruchtbaren Boden fallen, dann muss vorher der natürliche Glaube, auf dem natürlichen Vertrauen in Christus aufbauend, ein tieferes natürliches Vertrauen und Interesse in Christus hervorbringen.

Ein Mensch, der sich Katholik nennt und kein Vertrauen auf Gottes Vorsehung hat, ist wie ein Analphabet mit einer Bibel unter dem Arm.

Die aufmerksame Lektüre dieses Evangeliums zeigt auch deutlich, dass Christus diese kleingläubigen Fragen, was werden wir morgen essen oder trinken, in Seiner tiefsten Seele zuwider sind und Er wird ärgerlich: "Um all das bekümmern sich die Heiden." Er spricht also von den Gottlosen, die keinen Himmel haben und sich die paar Erdentage so schön wie möglich gestalten müssen, was ja eigentlich ein Akt des Verzweifeln ist, der meint, danach käme nur noch das grosse Nichts.

"Euer Vater weiss ja, dass ihr dies alles braucht." Dieser Satz Christi verhallt sehr oft ins Leere. Wie oft kann auch der Priester erleben, dass nach der Messe, in der er dieses Evangelium vorgelesen, dann darüber gepredigt und dann mit den Gläubigen das Credo gesungen hat, am Kirchenplatz die Fragen entgegenhallen: "Was wird mit uns nur alles geschehen in der heutigen Zeit?" "An wen soll ich mich wenden?" "Wo sollen wir das nur herbekommen?" Jeder normale Mensch wäre zurecht beleidigt, würde man ihm offen so wenig Vertrauen entgegenbringen, wie es gerade am Kirchenplatz nach der Messe Christus entzogen wird.

"Suchet also zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch hinzugegeben werden."

Wer an einen Vater im Himmel glaubt, hat tatsächlich andere Sorgen, zum Beispiel die Sorge, wie man mit seiner "Lieblingssünde" fertig wird, wie man sich in der Liebe Gottes schult, denn auch diese Gnade der *charitas* braucht ihr Naturfundament, in dem man lernen muss, das eigene Ich, also den Zorn, die Rachsucht, den Neid, die Eifersucht, vor allem aber den Stolz zu unterdrücken. Wer also nicht das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit sucht, dem wird wahrscheinlich das andere auch nicht hinzugegeben werden.

Monatsbrief zum sechzehnten Sonntag nach Pfingsten

Lk. 14:1-11 (Nr. 34, 4. September 2005)

Wieder einmal warten die Pharisäer darauf, dass Christus sich eine Blöße gibt, einen Fehler macht. Jesus versucht, ihre verstockten Herzen durch Seine Liebe, Seine Worte und Seine Wunder zu erweichen. Er schreckt nicht einmal davor zurück, die Einladung seiner Gegner anzunehmen, obwohl Er weiss, dass es keine echte Gastfreundschaft ist, denn sie wollten Ihm nur eine Falle stellen und deshalb "beobachteten sie ihn genau".

Als ob von den Pharisäern bestellt, steht ein Wassersüchtiger vor dem Herrn. Die reichen Gastgeber zeigten bereits, dass die Arbeiten für ein Gastmahl offenbar auch am Sabbat getan werden dürfen. Jesus stellt ihnen die Frage über die Rettung von Mensch und Tier am Sabbat. Ihr Schweigen ist beredt: Wir haben unsere Lehrmeinung, du deine Vernunft, aber wir werden keine Schwäche zeigen. Es ist der alte Gelehrtenstolz, den man schon bei Volksschullehrern finden kann. Sie sind von Beruf Lehrer, also haben sie immer recht. Dort wo ihnen das nötige Wissen fehlt, um eine Antwort geben zu können, hüllen sie sich in eisiges Schweigen, oder machen die Frage durch Spitzfindigkeiten lächerlich. So verhält sich der Obergescheite auch angesichts von Vernunftgründen, die ihm nicht in den Kram passen. Allzu vielen Menschen ist es eben nicht so wichtig, die Wahrheit zu erfahren, wie einfach recht zu behalten. Der schmale Weg zum Himmelreich aber ist verschlungen, man findet ihn nur, wenn man wie das Kind die Augen in Demut geöffnet hält.

Zur Unvernunft und Unbelehrbarkeit gehört der Hochmut. Hochmut und Dummheit seien Zwillinge, so sagt man. Die Ehrenplätze an einem Festisch aber verteilt der Gastgeber. Die Pharisäer waren gewohnt, überall die ersten Plätze einzunehmen und suchen auch in der Anwesenheit des Gottessohnes danach, diese Törichten. Wie ein höchstrangiger, schon lange verstorbener Kardinal es formulierte: "Wo ich auch hingehe, ich kenne immer meinen Platz: es ist immer der erste." Das war auch so, denn der Papst zog es vor, in seiner erlauchten Höhe alleine zu speisen, aber was für eine Einstellung?!

Christus bringt dieses Gleichnis, um eben zu zeigen, dass, wenn die Demut im irdischen Leben schon so vorteilhaft sein kann, wie dann erst im himmlischen. Christus ist unser aller Gastgeber. Derjenige, der sich neben Ihn setzen will, muss darauf achten, dass er den Platz am himmlischen Hochzeitsmahl nicht auf ewig verliert.

Um den vollen Sinn des heutigen Evangeliums verstehen zu können, muss man noch drei Sätze weiterlesen. Christus belehrt Seinen Gastgeber über die wahre Bedeutung der Nächstenliebe, indem er ihn auffordert, die Armen, Krüppel, Lahmen und Blinden einzuladen, denn was diese nicht zurückgeben könnten, würde der Herr im Himmel als Lohn geben. Die Gastfreundschaft sollte ja auch ein Teil der Nächstenliebe sein. Der erste Zweck einer Einladung sollte ja die gute Tat am Gast sein, der sich am Essen und der Gesellschaft erfreuen soll. Im Herzen, das nur sich selbst liebt, ist eben kein Platz für andere, und die sogenannte Grosszügigkeit der Pharisäer erstreckte sich auf das berechnende Gastmahl, von dem man annahm, dass es erwidert werden würde. Man muss sich noch heute im arabischen Raum davor hüten Geschenke anzunehmen, denn es wird eine gleichwertige Gegengabe erwartet. Im Geschäftsleben mag so etwas ja auch sinnvoll sein, nicht aber im Reich Gottes.

Dummheit, Lieblosigkeit und Hochmut sind leider genauso weit verbreitet, wie sie auch Hindernisse auf dem Weg zum Himmelreich sind.

Kehren wir aber auf einen der Kernsätze dieses Evangeliums zurück: "Ist es erlaubt, am Sabbate zu heilen oder nicht?" Was den Juden der Sabbat, ist uns der Sonntag.

Nach den diversen Katechismen und Moralthnologien ist der Sonntag zu heiligen, indem man zur heiligen Messe geht und keine knechtlichen Arbeiten ausser dem Notwendigen ausführt.

Was nun die Sonntagsmesse angeht, so muss man unterscheiden zwischen dem dritten Gebot und der kirchlichen Vorschrift. Von der Sonntagsheiligung kann man nicht dispensiert werden. Der Messbesuch aber ist eine kirchliche Vorschrift, also ein positives Gesetz. Positive Gesetze binden nicht *sub gravi incommodo*, unter schwerer Unannehmlichkeit. Der Gesetzgeber, in diesem Falle die Kirche, muss für die Erfüllbarkeit des Gesetzes sorgen. Dies geschieht heute nicht, denn der *Novus Ordo* ist keine Liturgie der Kirche und darum hatte Erzbischof Lefebvre recht, wenn er sagte, besser einmal im Monat in die katholische Messe gehen als jeden Sonntag in die protestantisierende "Neue Messe". Auch kann es nicht angehen, dass ein Familienvater sein und der Familie Leben bei Glatteis auf dem Weg in die 150 Kilometer entfernte katholische Messe riskiert. Der Konsensus unter Theologen setzt hier die Grenze der ernstesten Verpflichtung auf 50 Kilometer oder eine Stunde Entfernung.

Was nun die knechtliche Arbeit angeht, so ist das Urteil schwieriger. Hier erlebt man unter den Katholiken wahre Hochblüten des Pharisäismus! So schrieb ein Priester, dass jegliche körperliche Arbeit Sünde wäre, ab zwei Stunden Todsünde, nicht aber die geistige Arbeit. So darf also ein Geschäftsmann, der Montag bis Samstag zwölf Stunden im Chefsessel seiner Firma sitzt, am Sonntag nach der Messe nicht Holz hacken zum Ausgleich, obwohl das sein Steckenpferd ist (wie es das Kaiser Wilhelms II. war), der amerikanische Bestsellerautor Tom Clancy aber – ein Katholik – dürfte seine Millionen verdienen, indem er auch sonntags den nächsten Roman weiterdiktiert. Das ist doch Unsinn. So dachten die Pharisäer, die des Sabbats opulente Gastmähler abhielten, aber Christus misstrauisch beäugten, als er – noch dazu mühelos – den Wassersüchtigen heilte. Beklagenswerterweise findet man ähnliche geradezu tabellenartige Vorschriften in vielen Publikationen der Moraltheologie, was geradezu eine Einladung ist, am Sonntag zum Geldsparen handwerkliche Arbeiten im Haus selbst zu verrichten, aber bitte eine Stunde und neunundfünfzig Minuten lang, damit es keine Todsünde wird. Ist das die Lösung?

Dabei gibt der normale menschliche Verstand die Antwort: Es dürfen eben keine knechtlichen Arbeiten sein. Was ist eine knechtliche Arbeit? Der Herr hat seine Knechte für einfachere Arbeiten, die seiner Meisterschaft nicht bedürfen und er bezahlt sie dafür. Knechtliche Arbeit ist also bezahlte Arbeit. Wenn man mit einer Arbeit, körperlich oder geistig, die man nicht am Sonntag verrichten muss, Geld verdient oder sich Geld erspart, dann bricht man das Sonntagsgebot. Darum darf der Wagenführer der Strassenbahn am Sonntag fahren und muss dies nicht gratis tun und darum darf der oben zitierte Firmenchef – er könnte sich zehn Holzhacker leisten – am Sonntag das Holz hacken.

Würde man zunächst in wahrer Gottesliebe und Nächstenliebe an die Frage des Sonntags herangehen, würde man in dem Zusammenhang sich selbst überprüfen und nicht alle anderen und würde man Christus in diesem Punkt ernst nehmen, dann wäre das gar kein so grosses Problem. Christus sagte nämlich:

"Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht, nicht der Mensch um des Sabbats willen" (Mk. 2:27).

Monatsbrief zum siebzehnten Sonntag nach Pfingsten

Mt. 22:34-46 (Nr. 11, 5. Oktober 2003)

Einer der Gesetzeslehrer unter den Pharisäern wollte Christus versuchen, nicht im Sinne der Versuchung zur Sünde, sondern für eine Wunschantwort auf seine Frage: "Meister, welches ist das grösste Gebot im Gesetze?" Der Pharisäer will nicht etwas erfahren, sondern – ganz wie heute in Interviews und Diskussionsrunden – entweder mit der gewünschten Antwort seine eigene Meinung bestätigt haben oder durch eine andere Antwort in die Lage kommen, dem Befragten einen Strick daraus zu drehen.

Die Wunschantwort wäre ein Zitat aus dem Buche *Deuteronomium*: "Höre, Israel! Der Herr ist unser Gott, der Herr ist einer (Dt. 6:4)." Wohl lautet der nächste Satz: "Liebe den Herrn, deinen Gott, aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele und aus deiner ganzen Kraft," aber durch das typisch pharisäische Missverständnis der nächsten Anweisungen ging er allmählich unter: "Binde sie [diese Worte] als Denkzeichen auf deine Hand und trage sie als Marken zwischen deinen Augen. Schreibe sie auf deines Hauses Pfosten und an deine Tore" (Dt. 6:8-9). Legalisten und Paragraphenreiter die sie waren, gingen die Pharisäer nun mit einem Stirnband mit diesen Worten und die Juden berührten sie an ihrer Pforte, wie unsereiner das Weihwasser nimmt. Aber genausowenig wie das Weihwasser die Liebe einhaucht, tat dies das Stirnband.

Das höchste Gesetz wäre also der Monotheismus, der Glaube. Christus aber tut diesem Pharisäer nicht den Gefallen, Er will, Er weiss und Er genießt die Wahrheit, dass der Glaube nicht das Höchste ist, sondern die letztlich einzige Tugend der Liebe, aus der alle anderen nur fließen. Er unterstreicht nicht nur das, was für die Pharisäer damals und heute zweitrangig war, sondern Er fügt die Unterscheidung der Nächstenliebe in ein und derselben Tugend hinzu.

"An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten." Hier sagt es Christus ganz klar: Gesetze, Statuten, Regeln und Vorschriften sind nur in der Liebe Ordnung, ohne sie sind sie Terror. Die Propheten sind nur in der Liebe Verkündigung, ohne sie bestenfalls Befriedigung der Neugierde, wie die selbsternannten Seher, Propheten und Botschafter in der heutigen Zeit, schlimmstenfalls scheinbar übernatürliche Bestätigung des lieblosen Gesetzesterrors.

Auch hier deutet Christus Sein eigenes künftiges Schicksal: Die Liebe zu Gott, die vertikale Liebe zum Schöpfer, wartet auf Ihn, der den Querbalken der Nächstenliebe nach Golgotha trägt: Das Kreuz ist das Symbol der Liebe selbst und es ist der Schlüssel, nicht aber das Ziel. Das Kreuz an sich ist nur die römische Hinrichtungsart für Sklaven, so ordinär, das Cicero sich weigerte das Wort in den Mund zu nehmen, einzig Christi höchster Liebesakt, Sein unschuldiges Leben dort für uns zu geben, macht dieses unaussprechliche Wort zum Schlüssel des Himmelreiches. Aber auch Christus starb nicht am Kreuz, um zu leiden, sondern um uns zu retten. Nur für einen Perversen ist das Leiden erstrebenswert, für den Christen aber ist es der Schlüssel zum Himmelreich, ein Schlüssel, der nur in der Liebe funktioniert. Ein Mensch, der sich aus Fanatismus zu Tode geißelt, wird in der Hölle weiterleiden, der Mensch aber, der aus Liebe die von Gott zugelassenen Leiden auf sich nimmt, wird ähnlich dem Märtyrer seine Krone im Himmel tragen.

Christus sagt es auch hier – wie so oft – in der Strenge des Vaters und nicht in der Diplomatie der Verräter: Euer Glaube, eure Gesetze, eure Propheten, das nützt euch gar nichts, wenn ihr nicht Gott liebt mehr als euch selbst und den Nächsten wie euch selbst. Denken wir doch nur an den Schrecken im Gesicht der Pharisäer angesichts der Aufforderung, die Samariter so zu lieben wie sich selbst oder die Empörung im Gesicht des Traditionalisten angesichts der Aufforderung, den versoffenen, von der Bank in die Armut getriebenen Tischler im Nachbarhaus so zu lieben wie sich selbst.

"Hätte ich Prophetengabe, ja wüsste ich alle Geheimnisse, besäße ich alles Wissen, hätte ich allen Glauben, um Berge zu versetzen, doch hätte ich die Liebe nicht, dann wäre ich nichts" (1Cor. 13:2).

Wie Gilbert Keith Chesterton, der Verteidiger des Glaubens (Pius XI.) sagt, ist der Fanatismus Glaube ohne Liebe. Wie George Santayana (1863-1952) sagt, ist der Fanatismus die Verdopplung der Anstrengungen, wenn man das Ziel aus den Augen verloren hat (*The Life of Reason*, vol I). Der Katholik, dem es an der Liebe mangelt, er unterscheidet sich nicht wesentlich von den Pharisäern, indem er die Religion zum Selbstzweck macht, sich hinter den Gesetzen versteckt und feige seine klerikale Macht für sich benützt.

Christus durchschaut diese niedrige Gesinnung und fragt: "Was haltet ihr von Christus? Wessen Sohn ist Er?" Die Antwort ist ebenso auswendig gelernt wie dumm: "Der Sohn Davids." Christus weist auf den Psalm 109 hin (Sonntagsvesper), in dem der "vom Geist erleuchtete," also inspirierte David, Ihn den Herrn nennt, was wohl nicht aus göttlicher Erleuchtung kommen hätte können, wäre Jesus wirklich nur der Sohn Davids gewesen. Das Wunschdenken der Pharisäer war, Jesus unter die Propheten einreihen zu können, wie das dann der Koran und die modernen Exegeten tun würden, solange sie nur ihre klerikale Macht behielten. Genau wie die Modernisten und viele Traditionalisten, fürchteten sie ja nicht einen Propheten, der ihnen irgendwelche kuriosen Dinge mitteilen würde, sondern nur denjenigen, der sie auf ihre Verfehlungen, ihre Todsünden und ihre Lieblosigkeit hinweisen würde und das mit der nötigen Autorität. Am schlimmsten war ihnen aber der Gedanke des Amts- und Prestigeverlustes. Was hält denn den typischen Klerikalen in seinem Irrtum? Wieso wollen denn die meisten Bischöfe der Konzilskirche und viele Gurus anderer Bewegungen die Wahrheit nicht sehen? Weil es sie ihr Amt kosten könnte, und das ist ihnen wichtiger als ihr Seelenheil. Der Ausspruch des heiligen Pius X., dass nämlich die meisten Seelen aus Ignoranz in die Hölle kommen, ist ja auf den ersten Blick befremdlich, wenn man bedenkt, dass der Dorftrödel, der nie in seinem Leben etwas versteht, wohl kaum in die Hölle kommen kann, wenn doch Gott seinen Schwachsinn nicht bestraft. Die Antwort auf diese scheinbare Befremdlichkeit bietet das heutige Evangelium:

Jesus sagt den Pharisäern völlig klar, dass die Liebe das erste Gebot ist und Er der Christus, was wir natürlich wieder im Zusammenhang sehen müssen mit dem Johannes-Evangelium (8:58): "Bevor Abraham ward, ICH BIN." An dem Zeitpunkt, über den Matthäus berichtet: "Niemand konnte Ihm darauf etwas antworten, und niemand wagte es von diesem Tage an, Ihm eine Frage vorzulegen," mussten die Pharisäer, selbst wenn es nicht dieselben waren, in diesem kleinen Klatsch- und Tratschnest diese Antwort Christi schon gekannt haben. Wie alle Menschen, die etwas anderes mehr lieben als die Wahrheit, war ihre Reaktion konsequent: Sie sehen sich gezwungen, die Möglichkeit anzuerkennen, dass sie im Unrecht sind und dieser Zimmermannssohn – was kann denn schon aus Nazareth kommen? - vielleicht mehr ist als nur ein Rabbi oder Prophet, und sie sehen sich in ihrer höchsten Position bedroht, wie jeder, dessen Massstab nicht das Gesetz Gottes ist, sondern sein eigenes. Sie hören nicht die Antwort, die sie sich wünschten und sie beenden daher das Gespräch, um sich nicht weiteren unangenehmen Wahrheiten aussetzen zu müssen. Sie suchen die Ignoranz, die sie in die Hölle bringen wird, wie jeden von uns, der sich nicht korrigieren lässt. Herr, bewahre uns vor der Ignoranz!

Monatsbrief zum achtzehnten Sonntag nach Pfingsten

Mt. 9:1-8 (Nr. 23, 3. Oktober 2004)

Unser Herr kommt im heutigen Evangelium in "seine" Stadt, womit Karphanaum gemeint ist, die Stätte seines frühen Wirkens und nicht Nazareth. Er findet sich – offenbar wie üblich – im Hause des Petrus (cf. Mk. 1:29). Sogleich belagert eine Menge unseren Herrn, "so dass sie sogar der Platz vor der Tür nicht fasste, und er redet zu ihnen das Wort" (Mk. 2:2). Woran erkannte Jesus "ihren Glauben"? Matthäus sagt nichts darüber. Markus hingegen schildert, wie die Träger der Bahre mit dem Gelähmten an der Menge nicht vorbeikommend, auf das Dach steigen, "und, indem sie eine Öffnung machten, liessen sie das Bett hinab" (Mk. 2:4). Die Träger des Gelähmten müssen sehr von Christi Macht überzeugt gewesen sein, um diese Mühe auf sich zu nehmen.

"Sei getrost, Sohn! Deine Sünden werden dir vergeben." Dieser Satz mag zunächst überraschen. Die Träger der Bahre wollen doch die Heilung des Gelähmten! Aber hier beweist Jesus Seine Fähigkeiten, sowohl als Prophet, als auch als Arzt, vor allem aber als bevollmächtigter Gottessohn. Im Gegensatz zu den Pharisäern glaubt Christus nicht, dass alle Krankheiten eine Folge eigener Sünden oder gar Sünden der Vorfahren wären (Jo. 9:2-3). Er ist der Überzeugung, dass der Satan, dieser "Menschenmörder von Anbeginn" (Jo. 8:44) hinter jeder Krankheit steckt. Christus sieht eben die Natur und Übernatur ständig im rechten Verhältnis und Zusammenhang und weiss daher um den Urheber aller geistigen und materiellen Übel in dieser Welt.

Trotzdem dürfte die hier vorliegende Lähmung etwas mit der Vergangenheit zu tun haben. Als Arzt weiss Christus, dass die seelische Verfassung eines Menschen für den Heilungsprozess ausschlaggebend sein kann. Er achtet nicht nur auf die Symptome, sondern blickt in den Hintergrund, in die Seele. Jeder wirkliche Arzt weiss, wie sehr jeder Heilungsprozess von der Seelenhaltung des Menschen abhängig ist. Die für jede Heilung notwendige Harmonie zwischen Körper und Geist kann fast immer nur die Religion geben: Hier ist von der wirklichen Religion die Rede, nicht die Hobbyreligion der ununterbrochenen Wallfahrer und Wunderjäger oder die Religion des "die Not lehrt beten" derjenigen, die immer nur um eigene Vorteile bitten, die sie wahrscheinlich sogar lieber hätten als Gott. Die wahre Religion ist am besten ausgedrückt in dem willentlichen Zusammenleben mit dem *fiat voluntas tua*, Dein Wille geschehe! Hier ist weder die Rede vom orientalischen *kismet*, der unsinnigen Schicksalsreligion, noch dem Hochmut desjenigen, der glaubt, alles selbst tun zu können und zu müssen.

Offenbar gibt es irgendeine Sünde in der Geschichte des Gelähmten, die ihn niederdrückt und ihm sogar den Glauben nimmt: Jesus sieht "ihren" Glauben, also den der Träger der Bahre; was den Kranken angeht, so ist keine Rede von Glauben. Christus, der Prophet, weiss natürlich, welche Sünden den Kranken bedrücken und er nimmt ihm die Last ab, in der vom Vater gegebenen Vollmacht. Die Liebe unseres Herrn dehnt sich auf alle Sünder aus, nur wer seine Sünde nicht erkennen will, dem versagt er sie. Einige der Schriftgelehrten – die sicherlich weniger, um das Wort Gottes zu hören, als aus Neugierde anwesend waren – interpretieren die Sündenvergebung fast schon automatisch gegen Christus: "Der lästert Gott." –

Die Schriftgelehrten müssen von den Pharisäern unterschieden werden. Vereinfacht gesagt, waren die Pharisäer die Praktiker und die Schriftgelehrten die Theoretiker, die für die Praxis alles mögliche aus der Schrift herauslasen oder in sie hineinlasen.

Diese Schriftgelehrten waren hochgebildete, machtvolle Lehrer und Richter, denen der Titel *Rabbi* zukam. Sie hatten lange Studien hinter sich, in denen nicht nur die Tora zu lesen war, sondern tausende nicht aufgezeichnete kleine Vorschriften auswendig zu lernen waren. Im Mindestalter von vierzig

konnten sie dann durch Handauflegung anderer Schriftgelehrter "geweiht" werden, womit sie den von Moses ausgehenden Geist des Gesetzes erhielten und imstande waren, zu richten.

Stolz waren sie und voller Verachtung für einen "Ungebildeten" wie Jesus, der nicht durch ihre langjährige Schulung gegangen war. Entsprechend sind sie empört, dass Christus sich hier anmasst, Sünden zu vergeben. Das war auch unerhört in dieser Zeit. Selbst die Propheten, die Wunder gewirkt, die das Strafgericht Gottes verkündet, die selbst Könige zurechtgewiesen hatten, unternahmen nie den Versuch, Sünden zu vergeben.

Christus brauchte nicht Seine göttliche Allwissenheit in Anspruch nehmen, um diese Gedanken der Schriftgelehrten zu lesen. Ihre Mienen müssen schon Bände gesprochen haben. Jeder kann die vergebenden Worte Christi sprechen und niemand kann sehen, ob sie irgendetwas bewirken. Nun ist aber die Reihenfolge der Beweis für die Gottsohnschaft Jesu: Zuerst vergibt Er die Sünden des Gelähmten und dann wirkt Er das Wunder. Er nennt selbst den Grund: "Damit ihr aber merket, dass der Menschensohn Vollmacht besitzt, auf Erden Sünden nachzulassen." Tatsächlich ist der Ablauf der Ereignisse ein Beweis dafür, dass Christus zumindest der erste Auserwählte Gottes ist, denn würde Er unberechtigt und daher blasphemisch die Vergebung der Sünden aussprechen, dann könnte wohl kaum das Wunder folgen: "Und er stand auf und ging fort in sein Haus." Das sichtbare Wunder bestätigt so die Vollmacht Christi, Sünden zu vergeben.

Die zusehenden Schriftgelehrten wurden so Zeugen eines hieb- und stichfesten Beweises der Auserwähltheit Christi. Sie hatten gelernt, theologisch zu denken und wurden Zeugen des Wunders. Die einzige Erklärung für ihre Starrheit ist aus den Worten Christi zu lesen: "Warum denkt ihr Böses in euren Herzen?" Diese Worte sind sehr ernst zu nehmen. Würden wir bei einem Menschen vermuten, dass ihn Böses treibt, so bliebe es bei der Unsicherheit, die sich aus der Tatsache ergibt, dass wir nicht in sein Herz schauen können. Christus aber hat diese *introspectio*, diese Schauung, und seine Worte sind daher der eindeutige Beweis für die Bosheit der anwesenden Schriftgelehrten: Nicht die Wahrheit ist für sie das entscheidende Gut, sondern ihre Position in der Gesellschaft. Was nicht sein darf, das kann auch nicht sein.

Dieses Wunschdenken beherrscht ja heute noch die Menschheit. Das weiss jeder erfahrene Priester. Eines der schlagendsten Argumente, zum Beispiel, für die Realpräsenz in der heiligen Messe ist das Hostienwunder von Lanciano, wo angesichts eines – offenbar unschuldig – zweifelnden Priesters die Hostie zu einer Scheibe Fleisch wurde, im Zentrum aber weisse Hostie blieb und der Kelch Blut enthielt. Diese heiligsten Reliquien jener nie zustande gekommenen Messe, sind heute noch frisch und wurden unter Paul VI. unter dem Mikroskop untersucht. Die Hostie erwies sich als die waagerechte Schnitte aus einem menschlichen Herzen. Nichts kann an diesem Wunder bezweifelt werden und trotzdem kann man als Priester die absurdesten "natürlichen" Erklärungen hören! Was nicht sein darf, das kann auch nicht sein.

Das im heutigen Evangelium anwesende Volk reagiert hier offener. Sie kommen zu keiner genauen Schlussfolgerung. Sie fühlen gemäss dem, was sie sehen und erkennen können. Natürlich sehen sie die göttliche Natur Christi nicht, fühlen aber zumindest die Kraft Gottes in jemandem, dem Er "solche Macht verliehen hat." Daher auch ihre Furcht.

Monatsbrief zum zwanzigsten und einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten

Jo. 4:46-53 (Nr. 35, 2. Oktober 2005)

Dieses Evangelium entspricht in seiner Symbolkraft dem des dritten Sonntags nach Erscheinung, wenngleich man nicht mit Sicherheit behaupten kann, dass es sich um den selben Offizier handelt. Nicht alles ist im Evangelium aufgezeichnet, nicht alles ist Parallele. Siehe 15. Monatsbrief.

Mt. 18:23-35 (Nr. 35, 9. Oktober 2005)

Die Barmherzigkeit als Schlüssel zum Himmelreich ist der Gegenstand dieses Evangeliums. Ein König hält Abrechnung mit seinen Knechten, von denen einer ihm 10.000 Talente schuldet. Dies lässt sich kaum mehr in heutige Währung umrechnen, damals war es das fünfzigfache Jahresvermögen des Herodes Antipas, König von Galiläa und Peräa, heute wären es mehrere Milliarden Eurotaler. Eine schlicht unbezahlbare Summe.

Der Herr sieht, dass der Knecht nicht bezahlen kann und befiehlt, ihn mit seiner ganzen Familie zu verkaufen, um wenigstens nicht das gesamte ausstehende Vermögen zu verlieren. Das galt nicht einmal als unmenschlich, war es doch schon im Gesetz des Moses vorgesehen (Ex. 22:2), allerdings mit einer Frist von sieben Jahren (Ex. 21:2).

Der Knecht fällt dem Herrn zu Füßen und bittet ihn um Geduld. Der Herr erbarmt sich seiner und unter Ausserachtlassung der Gerechtigkeit vergibt er ihm die ganze Schuld in einem Akt der reinen Liebe.

Was macht der so reich Beschenkte? Er geht hinaus, packt den ersten Schuldner, der ihm begegnet, würgt ihn und verlangt die sofortige Rückzahlung der geschuldeten hundert Denare. Hundert Denare! Ihm sind gerade ein paar Milliarden vergeben worden und er möchte ein paar Hunderter zurückhaben! Der Unterknecht gebraucht die gleichen Worte, die der Oberknecht eben dem Herrn gegenüber flehend geäußert hatte. Noch dazu war das Versprechen "ich werde dir alles bezahlen" angesichts der Milliarden nicht annähernd so realistisch wie im zweiten Falle. Hatte der Knecht ein so kurzes Gedächtnis? Die Schrift gibt die Antwort: "Jener aber wollte nicht."

Der Unterknecht hat Glück, nämlich Freunde: Seine Mitknechte erfahren von dem Vorfall und gehen geradewegs zum Herrn, um Bericht zu erstatten.

Man kann sich dessen Reaktion allzu bildlich vorstellen: Er hat gerade dem Oberknecht eine Phantasiesumme vergeben und dieser lässt einen anderen wegen einer Bagatelle einsperren. Er geht in die Luft, er explodiert. Er lässt den Knecht zu sich rufen und schleudert ihm entgegen: "Du böser Knecht!" Und er übergibt ihn den Folterknechten.

Die Unlogik dieser Art, mit Einsperren und Folter Schulden eintreiben zu wollen, die noch bis in die Neuzeit weit verbreitet war, darf uns nicht davon abhalten, dass Christus hier eine dumme Methode zitiert, um etwas anderes anzudrohen, nämlich die Hölle denjenigen, die nicht vergeben können und nicht lieben wollen.

Der Schlüsselsatz dieses Evangeliums ist: "Jener aber wollte nicht."

Wir unterliegen einem schrecklichen Irrtum, wenn wir meinen, dass unsere Sünden immer "begangen" werden, wenn sie doch ebenso oft aus einem Unterlassen hervorgehen.

Sehen wir das Evangelium einmal im Lichte unseres Lebens:

Wir sind alleine schon durch unsere Sünden in der Schuld des Herrn und der Herr wird Vergeltung üben an denen, die ihn nicht um die Erlassung der Schuld bitten. Wir tun das im Beichtstuhl. So vollzieht sich der grosszügige Akt des Herrn hier auf Erden immer wieder, wie im Evangelium. Mehrere Milliarden können uns nicht in den Himmel bringen, aber eine unbereute Todssünde.

Und was machen wir? Kaum, dass Christus uns durch die Stimme des Priesters in der Absolution vergeben hat, gehen wir hinaus und beschimpfen (mindestens geistig) den ersten Gläubigen, der uns begegnet und den wir aus irgend einem Grund nicht mögen, falls wir uns nicht gar einbilden, dass er uns etwas schuldet. Was verspricht uns das Evangelium in diesem Falle?

Das Problem liegt in unserer viel zu pharisäischen Erziehung durch die Gesellschaft, die Eltern, den Klerus, vor allem durch die Routine des ständigen Egoismus. Die üblichen Beichten sollten dem Priester zeigen, was er falsch macht, aber nein, auch er ist blind.

"Ich habe zweimal das Abendgebet ausgelassen, habe dreimal etwas Unsauberes angeschaut und ich habe viermal über andere schlecht geredet, mein Jesus Barmherzigkeit." Es fehlt nur noch die Hinzufügung: "Herr, ich danke dir, dass ich nicht so bin, wie diese unzüchtigen Novus-Ordo-Leute." Was macht der Priester? Er spricht zehn Minuten über das Verbot, Unsauberes anzuschauen, aber während der ganzen Beichte fällt das Wort Liebe nicht.

Warum hat den der Herr die Milliardenschuld vergeben? Aus Dummheit? Vorsicht! Christus vergleicht sich deutlich mit diesem Herrn! Aus Liebe?

JA! AUS LIEBE!

Die Warnung dieses "Jener aber wollte nicht" betrifft nur in dritter Linie das Einhalten der Zehn Gebote, in zweiter das Vergeben, in erster aber die Liebe. Was hat denn Christus getan? Er, der absolut Unschuldige, hat sich für unsere Schulden in unsagbaren Qualen ermorden lassen, damit für uns von Gottes Barmherzigkeit etwas übrig bleibt. So sehr liebt Er uns. Wir aber, wir lieben nicht nur zu wenig und dann oft das *falsum bonum*, das falsche Gut, sondern wir versuchen auch noch, dem Herrn die Schulden zurückzuzahlen. Wir vergessen, dass wir völlig von Christi Barmherzigkeit abhängig sind, so als ob wir wirklich drei oder vier Milliarden bezahlen müssten! Wir müssen uns an Gottes Barmherzigkeit klammern, ernst, aufrichtig, schlicht und demütig beichten, ohne Angst. Stattdessen kratzen wir die unwichtigeren Sünden zusammen, um möglichst etwas erzählen zu können, spenden dann zur Gewissensberuhigung und vergleichen uns in himmelschreiender Selbstgerechtigkeit mit den "lauen Katholiken", den "ungläubigen Konzilskirchlern" und den "häretischen Protestanten".

Dies ist die eigentliche Sünde des Pharisäismus. Vorschriften beachten, Schwächen beichten, die Fehler der anderen aber ins Gedächtnis schreiben, sichtbar spenden, aber so, dass es nicht schmerzt, vor allem aber nur sich selbst lieben, den eigenen Rang, die Stellung, das Ansehen, nicht aber die anderen.

Der Kern jeder Sünde ist ein Nicht-wollen, böser Wille. Man will nicht einem *falsum bonum* fernbleiben, man will nicht etwas Gutes wirken. Je intensiver die Bosheit, umso grösser die Sünde. Nun sind aber die beiden ersten Gebote des Herrn nicht im Dekalog, sondern im Evangelium der Gottes- und Nächstenliebe, sie sind der gemeinsame Nenner der acht Seligkeiten. Die Sünden der Lieblosigkeit sind also viel schlimmer, als wir das sehen oder sehen wollen. So sollte der Priester eben statt der üblichen Schablonenbeichte das Eingeständnis der eigenen Lieblosigkeit gegenüber Familie, Nächsten und allen anderen zu hören bekommen und es selbst auch beichten. Der einzige Priester, der nie lieblos ist, ist der ewige Hohepriester Selbst!

Monatsbrief zu Allerheiligen

Mt. 5:1-12 (Nr. 12, 1. November 2003)

Erzbischof Lefebvre sagte einmal treffend, die Bergpredigt wäre "die zehn Gebote des Neuen Testaments." Der Dekalog des Alten Testaments ist ja nichts anderes als durch Offenbarung bestätigtes Naturrecht.

1. Selig die Armen im Geiste, denn ihrer ist das Himmelreich. Das betrifft natürlich nicht – wie der abgedroschene Witz lautet – die Dummen, sondern, im Gegenteil, diejenigen, deren Demut und Intelligenz ausreicht zu erkennen, dass sie als Sünder die Hölle verdient hätten und daher alles was sie haben als grundloses Geschenk Gottes ansehen müssen. Diese Armut besteht nicht im materiellen Mangel, sondern im geistigen: sie wissen, sie haben Gott nichts zu bieten, sie sind eben ARME Sünder! Für die materielle Armut gilt dieser Spruch sicher nicht, wohl aber für die geistige Einstellung, über die *sufficiencia* hinaus von Gott nichts zu erbitten. Die *sufficiencia*, wie wir wissen, ist nicht die Genügsamkeit, sondern der Zustand, in dem man alles Nötige hat. Wer über seine Sünden entsetzt ist, den Himmel und alles auf Erden nur als unverdientes Geschenk sieht, der wird das Himmelreich haben.

2. Selig die Sanftmütigen, denn sie werden das Land besitzen. Das lateinische *mitis*, das noch viele ähnliche Bedeutungen hat, bezieht sich hier auf diejenigen, die mit Andersdenkenden anständig umgehen. Das bezieht sich nicht auf die heute geübte Indifferenz, das Desinteresse oder gar eine Form des Liberalismus, sondern auf den zivilisierten und liebevollen Umgang mit allen Menschen, auch denen, die anders denken. Der Traditionalist, der dem Konzilskirchler nur Verachtung und Abweisung entgegenbringt, schadet nicht nur der Kausa, sondern entbehrt völlig dieser Seligkeit. Das Versprechen des Landbesitzes ist ein Hinweis auf das Buch Genesis und den Streit um die Landnahme zwischen Abraham und Lot. Abraham lässt Lot entscheiden, der sich für die Seite entscheidet, "die bewässert war, bevor der Herr Sodom und Gomorrha zerstörte" (13:10), während Abraham sich in Kanaan ansiedelte, was Gott bestätigt: "All das Land, das du erblickst, gebe ich dir und deinem Stamm für immer" (13:15). So wie Abraham sanftmütig und friedfertig war mit Lot und das Land erhielt, so werden die Sanftmütigen das verheissene Land besitzen.

3. Selig die Trauernden, denn sie werden getröstet werden. Die Trauer, über die Christus spricht, ist nicht die der Begräbnisse, weit gefehlt! Der Verlust von Verwandten oder Freunden zieht nicht automatisch den Trost mit sich, im Gegenteil, wie oft tritt das Gegenteil ein, so mit der unversöhnlichen Gottesfeindschaft einer trauernden Witwe (Warum hast du ihn mir weggenommen?) oder dem grübelnden Versinken der enttäuschten Liebe in der Fremdenlegion. Die protestantische Unkultur, die den Teilnehmern an einem Begräbnis nicht nur die Trauerfarbe, sondern auch die Trauermiene, das Flüstern, das Weinen und die salbungsvollen Worte aufzwingt, ist nichts anderes als die Flucht vor der Erkenntnis der wahren Bedeutung dieser Seligkeit. Warum soll ich trauern, wenn ein lieber Freund mit den Sterbesakramenten und nach einem christlichen Leben zu Gott geht? Weil MIR jemand fehlt? Weil ICH etwas vermisst? *Mors, ubi est stimulus tuus*, Tod, wo ist dein Stachel? Die katholische Gelegenheit zur Trauer ist der Sündenfall und der Verlust des Gnadenlebens und über diese Trauer spricht Christus. Selig die, die wegen ihrer Sünden trauern, wegen ihrer Schwächen, sie werden getröstet werden durch den Tröster, den Heiligen Geist!

4. Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, sie werden gesättigt werden. Die Gerechtigkeit ist der ständige und andauernde Wille, jedem das ihm zustehende Recht zu gewähren. Das hat sehr viel mit der Rechtschaffenheit zu tun (*probitas*) und der Integrität und der Unparteilichkeit. Kein Mensch kann die Wahrheit lieben und die Gerechtigkeit nicht, da aber Christus die Wahrheit ist, ist die *iustitia* daher ein notwendiger Bestandteil der Gottesliebe. Und die erhält der Gerechte im besonderen Masse.

5. Selig die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Die Barmherzigkeit ist am besten geschildert in dem Gleichnis Christi mit dem Schuldner (Mt. 18:23-35), dem der Herr seine Schulden erlässt, worauf er alle Schulden eintreiben will. Der Herr übergibt ihn dem Gericht. Die Barmherzigkeit findet sich zuerst einmal in der Vergebung "siebendundsiebzig Mal" (Mt. 18:22) und dann im mitleidigen Helfen, in der Zuwendung zum Nächsten. "Was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan" (Mt. 25:40).

6. Selig die reinen Herzens, denn sie werden Gott schauen. Das reine Herz wird oft mit dem Gnadenstand verwechselt. Die Routinebeichte und -Kommunion ohne wirkliche Liebe belastet das Herz nur, wenn der Hochmut, die Selbstgerechtigkeit, das Ränkespiel, die Verachtung und der Tratsch weitergehen. Reinen Herzens ist das Kind, das noch keine Ränke kennt. "Hütet euch, dass ihr keines dieser Kleinen verachtet! Ich sage euch: ihre Engeln in den Himmeln schauen immerfort das Antlitz meines Vaters, der in den Himmeln ist" Mt. 18:10). "Wenn ihr [...] nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr sicher nicht ins Himmelreich eingehen" (Mt. 18:3).

7. Selig die Friedensstifter, denn sie werden Kinder Gottes genannt werden. *Pacificus* ist nicht der Friedfertige, sondern der Friedensstifter, der, der Frieden macht, was, wie wir sehen werden, ohne die anderen Seligkeit, das heisst: Tugenden, nicht geht. Auch hier spricht Christus nicht vom Waffenstillstand, sondern vom eigentlichen Frieden: "Den Frieden hinterlasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch, nicht wie die Welt gibt, gebe ich euch" (Jo. 14:27). So wie der Sohn Gottes den wahren Frieden gibt, so ist der Friedensstifter ein Sohn Gottes.

8. Selig, die um der Gerechtigkeit Willen Verfolgung erleiden, denn ihrer ist das Himmelreich. Für diese Seligkeit ist wohl Erzbischof Lefebvre das beste Beispiel, denn er wurde nicht verfolgt, weil er sich etwas zuschulden hatten kommen lassen, oder weil er dem Papst unsympathisch gewesen wäre, sondern weil er es als eine Frage der Gerechtigkeit erkannte, das Priestertum zu retten, um den Gläubigen fürderhin ihr Recht auf die wahren Sakramente erhalten zu können. Selig war er auch, gemäss der, im Evangelium unmittelbar folgenden Erläuterung dieser Seligkeit: "Selig seid ihr, wenn sie euch verfluchen, euch verfolgen und alles Schlechte gegen euch sagen, indem sie wegen Mir lügen." Der Novus Ordo, dieser unkirchliche und in das Schisma führende Ritus musste eben gegen Christus verteidigt werden, und so musste der Erzbischof verleumdet werden.

Den Zusammenhang zwischen den Seligkeiten erkennt der heilige Bernhard von Clairvaux wunderbar: Die Armen im Geiste wissen, dass sie selbst schreckliche Sünder sind und so gehen sie auch liebevoller mit Andersdenkenden um, so trauern sie um ihrer Sünden willen, setzen sich schon aus dem Wiedergutmachungsgedanken für die Gerechtigkeit ein und üben aus Mitleid mit den anderen Sündern die Barmherzigkeit, womit sie erst zu einem reinen Herzen und dadurch zum Friedensstiften fähig werden. Darum ist ja die erste auch die Grundseligkeit. Wer sich für den Vertreter des strengsten und elitärsten Katholizismus hält, dem fehlt ja diese Einsicht der eigenen Erbärmlichkeit, deswegen fehlt ihm die Zerknirschung, welche die Eigenliebe verleidet, es fehlt ihm die Barmherzigkeit, die ihn von sich selbst wegbrächte, womit ihm das reine Herz fehlt und statt der Friedensstiftung nur noch – mangels Liebe – die Trennung und der Ausschluss der Andersdenkenden für das Weiterleben bleibt. HERR, SEI MIR ARMEM SÜNDER GNÄDIG!

Monatsbrief zum dreiundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten

Mt. 9:18-26 (Nr. 24, 7. November 2004)

Ein Vorsteher fällt Jesus zu Füßen und bittet um das Leben seiner Tochter. Auch hier ist Matthäus wieder skizzenhaft. Von Markus (5:22) und Lukas (8:41) erfahren wir, dass es sich um Jairus, den Vorsteher der Synagoge handelt oder zumindest um eine der dort tätigen Ratspersonen. Es handelt sich jedenfalls um eine der angesehensten Personen in der damaligen Gesellschaft. Jesu Ruf ist also gewachsen, dass jetzt nicht mehr nur das einfache Volk zu ihm kommt.

Lukas (8:42) ist noch genauer und belehrt uns, dass es sich um die ungefähr zwölf Jahre alte und einzige Tochter des Jairus handelte. Es ist also allzu verständlich, dass dieser hohe Herr sich nicht scheut, Jesus in aller Öffentlichkeit zu Füßen zu fallen. Sein Glaube ist echt: "Aber komm und leg ihr die Hand auf. Dann wird sie wieder lebendig." Das ist sehr erstaunlich aus dem Munde eines Synagogenvorstehers, wenngleich nicht auf jener Höhe der Erkenntnis der Jesu eigenen Allmacht, die dem Hauptmann von Karphanaum eigen war: "... sprich nur ein Wort und mein Bursche wird gesunden" (Mt. 8:8).

Jesus hat ein gutes Herz und setzt sich sofort in Bewegung, wie es wortwörtlich übersetzt heissen müsste. Eine ganze Volksmenge begleitet Ihn (Mk. 5:24; Lk. 8:42).

"Und siehe, da trat ein Weib, das seit zwölf Jahren an Blutfluss litt, von hinten hinzu und berührte den Saum seines Kleides." Unerschöpflich ist des Herrn Vorsehung: Das im Sterben liegende Mädchen ist so alt wie die Krankheit der armen Frau!

Der Blutfluss, heute nicht nur heilbar, sondern auch eine von vielen Krankheiten, war damals eine besondere Plage, denn die Betroffene galt gesetzlich als unrein. Alles was sie berührte oder wer sie berührte, wurde unrein. Wer auch nur mit etwas, was sie berührt hatte, in Kontakt kam, war unrein bis zum Abend und musste sich und seine Kleider waschen (Lev. 15:19-33). Gesellschaftlich war diese arme Frau also gleich der Aussätzigen.

Markus erzählt uns noch dazu, dass sie all ihr Vermögen für die nutzlosen Quälereien der Ärzte ausgegeben und sich ihr Leiden nur verschlimmert hatte. Die Medikamente der damaligen Ärzte variierten zwischen vernünftig und absurd. Vernünftig waren Mittel wie in den Wein gegebener Kümmel, persische Zwiebeln, Krokus, Aloe etc., aber ein Gerstenkorn, das man im Kot eines weissen Maultieres gefunden hatte, drei Tage lang in der Hand getragen und die Asche eines verbrannten Strausseneis erinnern eher an Shakespeares Hexenküche.

Die Frau hatte von Jesus gehört (Mk. 5:27) und war wahrscheinlich nicht aus der Gegend. Hier ist ein Hinweis des Eusebius interessant, der von einem, an das Wunder erinnernden, eisernen Standbild in Paneas, also Caesarea Philippi, berichtet.

Die Frau sagt sich also: "Wenn ich auch nur sein Kleid berühre, wird mir geholfen sein" (Mk. 5:28). Sie schleicht sich also von hinten an Jesus heran in der Hoffnung, nicht gesehen und als Unreine erkannt zu werden, und sie berührt den Saum – *fimbriam* – Seines Mantels, möglicherweise also nicht den Saum, sondern eine der *fimbriae* – der Quasten: Jeder Israelit musste an vier Zipfeln seines Obergewandes Quasten tragen, die ihn an die Gebote Gottes erinnern sollten, wie schon im Buch *Numeri* (15:38ff.) und *Deuteronomium* (22:12) zu lesen. Es ging ihr also, die den hohen Herrn nicht verunreinigen wollte, um die geringstmögliche Berührung. Ihr sichtlich tiefer Glaube ist auch nicht frei von Aberglauben, denn offensichtlich meint sie, dass die Berührung an sich sie heilen würde. Sie wird sofort geheilt, aber Christus hat sie bemerkt. Auch hier ist Markus genauer: "Sogleich wandte sich Jesus, da er in sich erkannte, dass eine Kraft von ihm ausgegangen war, zum Volke und sprach: Wer hat meine Kleider angerührt? Seine Jünger sprachen zu ihm: Du siehst, wie dich das Volk drängt, und fragst: Wer hat mich angerührt? Und er blickte umher, um die zu sehen, welche es getan hatte. Da kam das Weib voll

Bangigkeit und zitternd, wohl wissend, was an ihr geschehen war, fiel vor ihm nieder und sagte ihm alles nach der Wahrheit" (Mk. 5:30-33).

Jesus will die Geheilte nicht ziehen lassen in dem Irrglauben, dass die heimlich erstohlene Heilung wirklich aus der Berührung kam: "Mut, meine Tochter, dein Glaube hat dich gesund gemacht." Wohl hat sie die Berührung gesund gemacht, aber nicht an sich, sondern ihr Glaube. In diesem Evangelium liegt auch eine der Begründungen der katholischen Reliquienverehrung. So wie die Quaste am Gewand des Heilands, kann auch der Knochen eines Märtyrers die Heilung vermitteln, aber es ist eben nicht der Knochen, sondern der Glaube des Betroffenen!

Auf das Mysterium der Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur in der Person Jesu Christi weist der Satz im Markusevangelium hin: "Sogleich wandte sich Jesus, da er in sich erkannte, dass eine Kraft von ihm ausgegangen war, zum Volke..." (Der Satz kommt im heutigen Evangelium nicht vor, sollte aber hier besprochen werden, um im Zusammenhang zu bleiben). Auch aus anderen Stellen im Evangelium erhellt, dass Christus, noch nicht auferstanden und verklärt, in Seinem menschlichen Gehirn nicht das Allwissen Gottes aufgenommen hat. Sicher stand dem ohne Erbsünde geborenen Heiland das gesamte menschliche Gehirn zur Verfügung und nicht nur ein Fünftel, soweit wir das überhaupt wissen können, aber die Allwissenheit Gottes passt in kein menschliches Gehirn. Nachdem Christus aber auch kein Schauspieler war, müssen wir den Satz des Markus wortwörtlich nach seinem einfachen Sinn interpretieren. Daraus folgt, dass die Kranke nicht durch einen Willensakt des Gottmenschen Jesu, sondern durch Gott, mit dem Leib Christi als Werkzeug geheilt wurde. Das Sakrament vermittelt ja auch aus sich die von Gott geschaffene Gnade. Christi von Gott durchdrungener Körper spürt die Heilkraft, die in Ihm liegt und die plötzliche Ermüdung, die durch den Kräfteverlust eintritt. Denken wir an das Wort des Isaias (53:4): "Er hat unsere Krankheiten auf sich genommen und sich unsere Leiden aufgeladen."

Die Frau wurde also wirklich durch die Berührung geheilt, warum aber dann nicht alle anderen, die Ihn berührten? Die Frau berührte Ihn im Glauben! —

Christus kommt also im Hause des Vorstehers an. Das Mädchen ist tot und das rituelle Traueraufgebot bereits anwesend, im Begriff, das Achweii-Geschrei anzustimmen. "Das Mädchen ist gar nicht tot. Es schläft nur." Die Umstehenden lachen ihn aus, denn sie wissen, dass das Kind tot ist. Auch Jesus weiss es, aber für Ihn ist der Tod nur ein Schlaf. Er, der in Seiner Person mit der menschlichen auch die Natur des Schöpfers vereint, kann den Tod nicht als einen endgültigen Abgrund sehen. Er weiss um die Natur der menschlichen Existenz auf der Erde, dem Wartesaal in die Ewigkeit.

Jesus schickt die aufgebrauchte Menge weg, um sie nicht durch ein weiteres Wunder endgültig ausarten zu lassen. Nur mit Petrus, Jakobus und Johannes (Mk. 5:37) geht er in das Haus und nimmt die Hand des Mädchens in die Seine. Das Mädchen steht auf. Um seine Eltern aus dem Schock zu holen und wahrscheinlich auch aus seinem ärztlichen Wissen, gebietet Er ihnen, der Tochter was zu essen zu geben. "Dann gebot er ihnen nachdrücklich, dass niemand es erführe" (Mk. 5:43). Dies tat er wohl, um für den Moment für Ruhe zu sorgen, denn auf Dauer konnten die Eltern das Mädchen ja nicht wegsperren, und "die Kunde davon verbreitete sich in jener ganzen Gegend".

Monatsbrief zum fünften nachgeholten Sonntag nach Erscheinung

Mt. 13:24-30 (Nr. 36, 6. November 2005)

Das erste, was der Herr mit diesem Gleichnis nicht sagen will, ist, dass der Feind kommt, während wir schlafen, zum Beispiel bei einer langweiligen Predigt oder einem lähmenden Vortrag. Wie bei allen Gleichnissen, so darf man auch hier nicht jeder Kleinigkeit einen Sinngehalt geben. Christus macht seinen Aposteln sicher nicht den Vorwurf, geschlafen zu haben, jedenfalls nicht hier, und bis zum Ölberg ist noch ein weiter Weg. Der mehrfache Aufruf zur Wachsamkeit, so zum Beispiel durch Petrus in der Komplet des Brevieres, bezieht sich auf die Sinne, die leicht in die Fallen Satans gehen können, vor allem, wenn sie nicht *sobrii* sind: nüchtern. In der Nacht eindreiviertel Stunden zu schlafen, wie der heilige Johannes vom Kreuz, ist nicht das christliche Ideal. "Solche Dinge," so sagt die heilige Theresa von Avila, "soll man den Heiligen überlassen."

Gehen wir also von der illustrativen Dekoration in den eigentlichen Sinn des Gleichnisses, dem jenes des Sämanns vorausgeht (Sexagesima).

Das Gleichnis vom Sämann zeigt, dass das Gute nicht überall wirken kann, weil das Böse überall Hindernisse aufrichtet. Der Heiland bringt das erste Gleichnis in ausführlicherer Form wieder, um den Aposteln etwas zu erklären: Die Apostel folgten dem jüdischen Traum von einem Reich Gottes in Herrlichkeit und Heiligkeit. Christus zeigt ihnen, dass es im Reich Gottes auf Erden, das sie in alle Welt bringen sollen, sehr menschlich zugehen wird. Die Apostel sollen davor bewahrt werden, einer Illusion des Vollkommenen zu erliegen und aus Übereifer falsche Entscheidungen zu treffen. Auch das Böse hat einen Sinn im Reich Gottes auf Erden, sonst würde Gott es ja nicht zulassen.

Der gute Mann, Christus, sät guten Samen auf seinem Acker, das Evangelium, Seine Kirche und die damit verbundenen Gnaden. Aus diesen Samen wächst das Reich Gottes, der Weizen. Während die Leute schlafen, kommt nun der Feind, der Widersacher, Satan, der Sohn der Finsternis, und sät heimlich das Unkraut. Vor Gott hat keine Zeit Bestand, also spielt es keine Rolle, dass Christus in den Jahren 23-30 sät und der Teufel dies von Anbeginn tat, tut und tun wird. Der Samen des Unkrauts ist die Erbsünde und die Sünden und die Bosheit der Einzelnen.

Der Weizen wächst also empor und das Unkraut kommt zum Vorschein. Dieses Bild entspricht sehr der Natur, wo auch unter dem Getreide der zunächst sehr ähnlich aussehende Taumel-Lolch (*Lolium temulentum*), auch Schwindelhafer genannt, wächst, der allerdings kein Brotbacken ermöglicht, weil er nämlich giftig ist. In der Antike glaubte man, es wäre eine Abart vom Weizen.

Nicht umsonst ist das Gleichnis von Jemandem gewählt, dessen menschlicher Verstand, ohne jegliche Anfrage an die göttliche Weisheit, die gesamte Natur um Ihn herum erfasst. So wie sich dieser miese, giftige Lolch hinter dem lebensbewahrenden Getreide versteckt, so tarnt sich das Böse mit dem falschen Lächeln des bösen Menschen, der uns eine falsche Sicherheit in seiner Anwesenheit geben will, sowie der Attraktivität einer Gesellschaft, die mit einem *falsum bonum* einen in Sicherheit wägen will, sei es die Gesellschaft des Westens mit einem falschen Friedensgefühl in der materiellen Sicherheit für die Vergnügungssüchtigen, sei es die Gesellschaft des Ostens, z.B. der alten deutschen Ostzone, mit einem falschen Gefühl der Sicherheit und Ordnung für die politisch restlos Naiven, sei es die allgemeine Liberalität für den Egoisten. Alleine die Statistik wäre interessant, wieviele Bauern oder Händler in einer Gesellschaft, die das nicht bestraft, den Lolch mit dem Weizen verkaufen würden, ohne jede Beachtung der Todesopfer. Die Zahl wäre erschreckend hoch!

Wichtig ist auch noch, in diesem Gleichnis die Tatsache zu sehen, dass das Böse nur allmählich zum Vorschein kommt, meist wenn man sich daran schon gewöhnt hat. Für den wahren, den gewissenhaften Christen, gibt es eben keine Gewohnheit, die nicht hin und wieder überprüft werden muss.

So sehr uns die Worte Jesu zu einer Schärfung des Gewissens auffordern, so wenig wollen sie die selbstzerstörerische Übertreibung, in der man alles Böse überhaupt mit Stumpf und Stiel ausrotten will, fanatisch, bis in den Tod, wie es das Motto Hitlers war. Das geht gar nicht, und Christus verbietet es auch in der Stimme des Hausherrn: "Ihr könntet sonst beim Sammeln des Unkrautes zugleich den Weizen mit ausreißen." Das ist der alte Fehler, selbst der gutwilligen, aber ungeduldigen Machthaber, in der Welt wie in der Kirche: Der dumme Kaiser Joseph II. liess aus falscher Aufklärung, aber auch Sättigung mit Klerikalismus, die halbe österreichische Kirche beseitigen, vor allem Klöster und Konvente, der wahnsinnige Papst Paul IV. liess in seiner paranoiden Angst vor der Häresie das Konzil von Trient unterbrechen und Unschuldige, sogar Kardinäle, einfach verhaften und einsperren. Genau vor diesen Überreaktionen warnt dieses Evangelium. Jegliche Form des Radikalen ist immer Sektierertum, denn so endet geistig derjenige, der die Trennung von Spreu und Weizen NICHT dem ewigen Richter überlässt.

So sagt der kluge Hausherr nun: "Lasset beides wachsen bis zur Ernte."

Gott lässt sehr viele krummen Zeilen zu, auf denen Er immer gerade schreibt. Es steht uns in keiner Weise zu, Seinen Richterplatz einzunehmen. Wie im Weizenfeld, in dem auch der Lolch wächst, steckt doch in jedem von uns das Böse, in jedem von uns der Sünder, in jedem von uns der Pharisäer.

Der Fleischhauer kann ein Mörder sein und trotzdem die feinsten Schnitzel weit und breit schneiden, der Weinbauer ein schrecklicher Verleumder und trotzdem der Produzent des feinsten Blauburgunders der ganzen Gegend, der Priester kann ein heimliches Verhältnis mit seiner Haushälterin haben und trotzdem brillante Predigten liefern und die Sakramente sind trotzdem gültig. Wenn einer von uns sich anmass, in diesem Dorf den Richter zu spielen, dann gibt es bald keine Schnitzel, keinen Blauburgunder, keine herrlichen Predigten und vor allem keine Sakramente mehr. Dass das keine Aktion der Weisheit ist, leuchtet bei dem einfachen Beispiel des einfachen Dorfes mit den einfachen Sündern ein. In Wirklichkeit haben wir diese Situation jeden Tag vor Augen. Wir MÜSSEN mit dem Bösen leben, so wie wir mit BEIDEN Beinen auf der Erde stehen müssen. Diese Zweiheit von Gut und Böse, wie im Weizenfeld, ist nun einmal unser Leben. So ist der Grosszügige oft unordentlich, so ist der ordnungsliebende Präzisionsmensch oft knausrig und kleinkariert, so ist der tapfere Soldat oft ein Gewaltmensch, so ist der Friedliebende oft ein verräterischer Pazifist, so ist der Mitfühlende oft weich und sinnlich, so ist der umgängliche Freund oft ein Feigling, so ist der treueste Freund, der einen schon gerettet hat, anderweitig ein arroganter Snob.

Wenn doch eine gute Tat hundert Sünden aufwiegt, wollen wir dann mit den bösen Eigenschaften auch diese guten vernichten? Können wir überhaupt ein Urteil über den bösen Anteil der Eigenschaften des anderen fällen? Können wir die Proportion ermessen zwischen der Erziehung, dem Grad der in der Kindheit gegebenen Liebe, der Qualität der religiösen und moralischen Ausbildung und der alle Taten bestimmenden Intelligenz? Können wir beim menschlichen Weizenfeld den Lolch vom Weizen trennen, den Schwindelhafer vom Hafer?

NIEMALS! Wenn wir nicht lernen, Amt und Person, Tat und Mensch, Wort und Bedeutung, Momentanes und Dauerndes zu unterscheiden, dann werden wir mit dem Unkraut enden.